Altes und Neues

in

Bildern und Erzählungen

für Kinder.

Zu haben:

in Dorpat bei E. Frantzen und A. Sticinsky,
in Reval bei G. Eggers,
in Riga bei J. Deubner und E. Frantzen,
in Mietau bei Reyher,
in St. Petersburg bei J. Brieff,
in Moskau bei J. Brieff,
in Helsingfors bei Wasenius, Universitäts-Buchhändler.

Preis: 2 Rubel B. A.

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß nach Vollendung desselben fünf Exemplare an die Censur-Comität abgeliefert werden.

Dorpat, den 4. December 1834.

Censor Friedrich Erdmann.

Inhalt.

pag.

Schlittenfahrt mit Hunden 5
Der Schäferhund 6
Der Alpenhund vom St. Bernhardsberge 8
Der Hund auf Neufundland 9
Der Biber und seine Wohnung 10
Der Leopard auf der Lauer 12
Ein Abentheuer in den Gebirgen von Peru 14
Wie acht americanische Kinder einen schönen Morgen zubrachten 17
Der Löwe 19
Menagerie 21
Die Gemsen-Jagd 22
Der Leguan 24
Die Pfeffer-Vögel 25
Die Paradies-Vögel 27
Der Condor oder Greifgeier 29
Der gemeine Pelikan oder die Kropfgans 31
Der Wallfisch und die Wallfischjagd 33
Der Gaukler mit den Schlangen 36
Das Finger-Alphabet 38
Das Pferde-Rennen zu Rom 40
Neapolitanisches Fuhrwerk 42
Die Maccaroni-Esser zu Neapel 44
Die Engelsbrücke und Peterskirche zu Rom 46
Die Peterskirche und der Vatican zu Rom in Vogelansicht 48
Der große Geyser auf der Insel Island 50
Das Nordlicht 52
Das Bambusrohr 54
Der Münster zu Straßburg 56
Die St. Stephanskirche in Wien 58
Die Post zu London von Innen 61
Dieselbe von Außen 63
Schwimmende Briefboten 64
Die Kettenbrücke zu Brighton 65
Gibraltar 67



Schlittenfahrt mit Hunden.

Auf dem Bilde hier werden Hunde vor den Schlitten gespannt und Ihr möchtet wol mitfahren, wenn es nicht so gar kalt wäre dort in dem Eskimo-Lande! Und doch ist ein ganz kleines Kind dabei, das der Mutter auf dem Rücken tief in ihrem großen Pelze sitzt, so daß nur der Kopf herausguckt. Wenn der Wind zu scharf bläst, so wird es wol auch diesen in sein warmes Nest zurückziehen, und dann kann's losgehen, sobald die Mutter und der Vater, der auf der andern Seite sitzt, die vielen Hunde in Ordnung gebracht und alle Stricke festgeknüpft haben. Manche wollen schon anfangen zu laufen, der vorderste riecht mit seiner spitzen Nase in die frische Morgenluft hinaus, und sein Nachbar liegt noch faul da. Bald wird er auch rennen müssen oder tüchtige Schläge kriegen, die der Eskimo seinen Hunden, wenn es nöthig ist, mitten im Fahren zukommen läßt, ohne daß er eine lange Peitsche braucht. Da nemlich jeder Hund für sich an einem besondern langen Stricke angespannt ist, so wird der Faule oder Eigensinnige mit Gewalt zurückgezogen und sein Strick, woran er zieht, um einen Pflock am Schlitten so lange umgewickelt, bis der Hund ganz nahe ist und vom Kutscher ganz bequem mit einer kurzen Peitsche bestraft werden kann. Hat er seine Züchtigung bekommen, so wird sein Strick vom Pflock heruntergestreift, und er fährt so schnell er kann, wieder unter seine Cameraden, soll sie aber oft dann rechts und links beißen, um ihnen von seiner Strafe etwas abzugeben.

Nicht blos im Eskimo-Lande, sondern auch in Rußland, am andern Ende, nemlich in Sibirien und Kamtschatka, wird mit Hunden Schlitten gefahren, auch die Post fährt dort nicht anders und es geht noch schneller, als unsere Pferde laufen können, die überdem in dem tiefen Schnee oft nicht fortkommen würden. Die Hunde laufen den ganzen Tag, und nur am Abend und Morgen werden sie gefüttert, was ein sehr großer Vortheil ist, da die Entfernungen von einem Orte zum andern in Sibirien sehr weit sind. Oft würde man erfrieren können, wenn man unterweges anhalten müßte, und wenn man vollends bei einem Sturme und Schneegestöber auf den weiten

Flächen den rechten Weg verliert! Auch dann kann man sich auf die treuen Thiere und auf ihre feine Nase verlassen, mit der sie, wenn sie auch nichts sehen, schon aus weiter Ferne riechen, nach welcher Seite die Wohnungen der Menschen liegen. Durch diesen wunderbaren Instinct, womit der gnädige Schöpfer diese Thiere begabt hat, wurde noch neulich eine große Gesellschaft Reisender vom Tode gerettet, die in Sibirien längs der Meeresküste eine Fahrt machte. Es war ein heller, heiterer Morgen, aber der Wind blies heftig, und weiße Wolken jagten an dem blauen Himmelsbogen hin. „Lasset uns eilen", sagte der Führer; „es zieht ein Sturm heran, hier giebt es weder Haus noch Hütte, und nirgends ein Obdach; wenn wir nicht unser Nachtquartier erreichen, so müssen wir erfrieren." Kurze Zeit darauf ging die Prophezeihung in Erfüllung; der Sturm wüthete immer stärker und trieb ihnen das Schneegestöber so heftig ins Gesicht, daß sie es nicht länger aushalten konnten und Halt machen mußten. Zum größten Unglück hatten sie überdies den Weg verloren und wußten nun nicht mehr, was sie beginnen sollten. Der Führer schlug vor, man solle sich den Hunden anvertrauen, denn das Hierbleiben brächte sicheren Tod. „Ich habe großes Vertrauen zu meinen Thieren", setzte er hinzu, „befindet sich nur die Spur eines Rennthieres in der Nähe, so werden sie solche gewiß entdecken, und dieses führt uns zu dem ersten bewohnten Platze."

Er trieb also seine Hunde weiter, und stellte ihnen ganz frei, welchen Weg sie laufen wollten, indem er die Gesellschaft ermahnte, dicht beisammen zu bleiben. Zu Aller Erstaunen kehrten die Hunde sogleich um und wendeten sich von dem Meere ab, so daß man den Wind in den Rücken bekam. Obgleich Mehrere unruhig waren, auf einen ganz falschen Weg zu gerathen, so war man doch von dem schneidend kalten Winde befreit, der den Reisenden die Haut des Gesichtes aufgerissen hatte. So ging es wenigstens zwei Stunden lang fort. Der Sturm tobte mit immer größerer Wuth; Wolken von feinem Dunst wälzten sich wie ein schwarzer Rauch über das Meer, und Alle waren vor Kälte fast erstarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an zu schnopern, laut zu bellen und rannten dann so schnell als möglich weiter. Es war wie ein electrischer Schlag. Die andern Hunde folgten und strengten alle ihre Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reisenden klopften nun gewaltig; sie waren überzeugt, die Hunde witterten das Rennthier, und diese Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da sie hofften, vor dem furchtbaren Sturme, der ihnen den Tod drohte, einen Zufluchtsort zu finden. Nach ungefähr zehn Minuten hatten sie die unaussprechliche Freude, in ein Dorf zu gelangen, dessen gutmüthige Einwohner sie wie erwartete Gäste auf das freundlichste empfingen und zu dem traulich knisternden Feuer in ihre Hütte führten. Sie hatten, da sie sich vor dem Winde befanden, das Bellen der Hunde schon lange gehört und in Erwartung der armen Verirrten bereits ein fettes Schaaf geschlachtet, um die Ermatteten zu erquicken.

Der Schäferhund.

Die engen Thäler, welche das Grampian-Gebirge in den schottischen Hochlanden durchschneiden, werden größtentheils von Hirten bewohnt. Jeder hat in diesen wilden Einöden seine bestimmten Grenzen, worin er seine Heerde weidet. Dieser Platz ist aber oft so ausgedehnt, daß er dieselbe nicht zu übersehen im Stande ist, außer wenn sie des Verkaufs oder Scheerens wegen zusammengetrieben wird. Jeden Tag muß er nach allen Richtungen umherlaufen, um mit Hülfe seines getreuen Hundes irgend ein Stück seiner Heerde, ein Schaaf oder eine Ziege, die sich beim Umherschweifen auf des Nachbars Gebiet verirrt hat, zurückzubringen. Auf einer dieser Wanderungen nahm einst ein Schäfer seinen kleinen Knaben von etwa drei Jahren mit sich; denn die Hochländer gewöhnen ihre Kinder frühzeitig an die Strenge des Klimas. Nachdem er eine Strecke gegangen war, stieg er in Begleitung seines Hundes auf eine steile Anhöhe, um seine zerstreute Heerde besser übersehen zu können. Da das Ersteigen derselben dem Kinde zu beschwerlich geworden wäre, so ließ er es, unter dem ausdrücklichen Vermahnen, nicht von der Stelle zu gehen, bis er zurückkäme, an einem sichern Orte zurück. Kaum hatte er jedoch den Gipfel erreicht, als der Horizont plötzlich durch einen jener undurchdringlichen Nebel, die sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über das Grampian-Gebirge herabsenken und jeden Gegenstand einhüllen, verdunkelt ward. Der besorgte Vater eilte sogleich zurück, um sich seines Kindes zu versichern, aber die ungewöhnliche Dunkelheit und seine Bestürzung ließen ihn im Herabsteigen den Weg verfehlen. Nach mehrstündigem fruchtlosen Suchen zwischen gefährlichen Moräften und Wasserfällen, an denen diese Berge so reich sind, wurde er von

der Nacht überfallen. Immer noch fortwandernd, ohne zu wissen wohin, gelangte er endlich an die Grenze des Nebels und entdeckte bei dem Scheine des Mondes, daß er den Eingang seines Thales erreicht hatte, und nicht weit mehr von seiner Wohnung entfernt war. Das Suchen in der Nacht fortzusetzen war unmöglich, aber so wie der Morgen zu grauen anfing, eilte er in Begleitung mehrerer seiner Nachbarn wieder hinaus. Den ganzen Tag liefen sie in den Bergen hin und her, kein Thal, keine dunkle Schlucht oder Höhle blieb undurchsucht, aber alles vergebens. Nicht die leiseste Spur war auf dem feuchten Rasen zu bemerken. Tag für Tag fing der trostlose Vater seine Nachforschungen von Neuem an, und auch die benachbarten Schäfer verließen ihre Heerden, um das verlorne Kind überall zu suchen. Aber umsonst. Nicht den geringsten Laut außer dem Brausen der reißenden Ströme, oder dem Blöcken der zerstreuten Heerden vernahm das aufmerksame Ohr des horchenden Vaters. Tiefbekümmert kehrte er eines Abends aus den Bergen in seine Wohnung zurück, schon war der vierte Tag vergangen, seit er seinen lieben Jungen verloren, und mit jedem Tage war seine Hoffnung schwächer geworden. Wenn er am Morgen hinauszog, hatte er die trauernde Mutter immer noch zu trösten versucht, aber was sollte er sagen, wenn er am Abend mit leerer Hand heimkehrte. „Wir sehen ihn nimmer wieder unsern süßen Robin, — er ist vor Hunger verschmachtet, oder die Beute der Wölfe geworden" — klagte die Mutter und verhüllte sich jammernd das Gesicht. — Lange saßen die armen Eltern weinend, ohne ein Wort zu sprechen, als der Vater zufällig den Hund auf seiner gewohnten Stelle vermißte, und nach demselben fragte. Er erfuhr, daß der Hund da gewesen, und nachdem er seine gewöhnliche Kost erhalten, augenblicklich wieder hinaus gelaufen sei, und daß er sich auch in den letzten Tagen nur gezeigt habe, um sein Futter zu empfangen. Dieser sonderbare Umstand fiel ihm auf; er blieb am andern Morgen zu Hause, und als der Hund kam und mit seinem Brote sogleich wieder fortlief, folgte er ihm nach. Das Thier nahm seinen Weg zu einem tobenden Wasserfall unweit der Stelle,



[Dieser Holzschnitt ist in Dorpat gearbeitet]

wo der Schäfer damals sein Kind zurückgelassen hatte. Es war ein wilder, grauenvoller Ort. Die hohen Felsen, die ihn von beiden Seiten einschlossen, öffneten sich nach unten zu einem entsetzlichen Abgrunde. Ohne Zögern eilte der Hund einen dieser gefährlichen, fast senkrechten Abhänge hinunter und lief endlich in eine Höhle, neben deren Oeffnung der Strom tosend vorbei schoß. Der Schäfer konnte ihm nur mit Mühe folgen; er trat hinein, und — welch' freudige Ueberraschung — hier erblickte er seinen Knaben, wie er das Brot verzehrte, das ihm der Hund gebracht hatte, während dieser ruhig daneben stand, und seinem jungen Pfleglinge mit dem größten Wohlgefallen zusah. Auf dem Bilde seht Ihr ihn sitzen, wie er unverwandt mit seinen treuen Augen den Knaben anblickt, und gewiß möchte ihm ein jeder von Euch auf seine breite Schnauze einen Kuß geben, da er selbst gehungert hatte, um das Kind vom Tode zu retten. Er schien dasselbe weder bei Tage noch bei Nacht verlassen zu haben, außer wenn er seine Nahrung holte, und auch dann hatte man ihn im schnellsten Laufe zur Wohnung, hin und wieder in den Wald zurücklaufen sehen. Gewiß hatte er den Kleinen in der Nacht, wenn es kalt wurde, mit seinem eigenen zottigen Pelze gewärmt und wie froh muß das Kind gewesen sein, daß es in der finstern Nacht im schauerlichen Walde nicht allein war. Auf die Frage des glücklichen Vaters, wie es denn an diesen Ort gekommen sei, erzählte es ihm, so gut es konnte, die Geschichte, und man sah daraus, daß es an dem Rande des Abhanges gegangen und von da hinabge-

fallen war, ohne sich übrigens Schaden zu thun. Hierauf war es in die Höhle gegangen, die es, aus Furcht, in den dicht davor strömenden Fluß zu stürzen, nicht mehr zu verlassen gewagt hatte. Niemand hätte das arme Kind an diesem tief verborgenen Platze aufgefunden, und es hätte verschmachten müssen, wenn der treue Hund nicht den Ort ausgewittert hätte.



[Dieser Holzschnitt ist in Dorpat gearbeitet.]

Der Alpenhund vom St. Bernhardsberge.

Dieser Hund, welcher zur Familie der Wasserhunde gehört, aber alle Arten derselben durch seine Größe und Schönheit übertrifft, verräth den außerordentlichsten Instinct. Zwei dieser edlen Thiere werden jeden Morgen von den Mönchen im Kloster auf dem großen St. Bernhardsberge in der Schweiz ausgesandt, um nach verunglückten oder müden Reisenden zu suchen. Einer trägt einen warmen Mantel auf dem Rücken und der andere ein Körbchen mit einer Flasche stärkenden Getränks am Halse. Sie sind ungemein nützlich im Auffinden derer, die in dieser schneeigen Alpengegend verunglückten, oder den Weg zu dem Kloster nicht wissen. Wenn sie einen erschöpften Reisenden gefunden haben, der vor Kälte und Ermattung bereits dem Tode nahe ist, legen sie sich dicht an ihn, um ihn zu erwärmen und wieder zu beleben. Sobald ihnen dieses gelungen, und der Reisende den mitgebrachten warmen Mantel umgenommen, auch einen Schluck aus der Flasche gethan hat, so führen sie ihn auf dem nächsten Wege zum Kloster, wo ihn die guten Mönche, ohne Geld dafür zu nehmen, so lange pflegen, bis er im Stande ist, seine Reise fortzusetzen.

Immer freilich gelingt es den braven Thieren nicht, den armen erstarrten Reisenden zu erwecken, und auch bei dem Vorfalle, wozu die kleine Abbildung vor uns gehört, gelang ihnen die Rettung nur zur Hälfte.

Einer dieser treuen Hunde war am Morgen nach einer stürmischen Nacht mit seiner Flasche um den Hals aus dem Kloster hinausgewandert, und hatte einen sechsjährigen Knaben im Schnee verschüttet gefunden, denselben, den wir hier im Bilde vor uns sehen. Der Knabe hatte in dem lockern Schnee in einer Art von Höhle gelegen, die ihn vor völliger Erstarrung geschützt hatte. Sobald es dem Thiere gelungen, ihn zu erwecken, bot es dem Kinde, da es zum Gehen zu erschöpft war, seinen Rücken, um es nach dem Kloster zu tragen. Gern ließ sich der arme Knabe dies gefallen, kletterte hinauf und hielt sich mit den Händen an dem Hals des Hundes fest. So brachte das gute Thier seinen kleinen Reiter glücklich bis zum Kloster, wo ihn die Mönche aufs freundlichste empfingen, ihm warme Kleider anzogen und zu essen brachten. Aber das Kind wollte nichts genießen, weinte, und fragte nach seiner Mutter. Sobald die Mönche vernahmen, daß diese mit dem Kleinen im Schnee verschüttet worden, wurden sogleich zwei Brüder mit demselben Hunde hinausgesandt, der sie auch bald an den Ort brachte, wo er das Kind ausgescharrt hatte.

Nach langem Suchen und nachdem sie von dem Hunde geleitet, an einer andern Stelle wohl zehn Fuß tief weggeschaufelt hatten, fanden sie die Mutter, jedoch leblos und erstarrt. Wahrscheinlich hatte dieselbe, als sie von der Schneelavine, welche sie betroffen, verschüttet wurde, mit treuer Mutterſorge zuerst nur an ihr Kind gedacht und für dasselbe, indem sie den lockern Schnee zusammendrückte, eine Art von Höhle gemacht, worin es Athem schöpfen konnte. Hierauf mochte sie weiter vorgedrungen sein, um wo möglich einen Ausweg zu finden. Ehe ihr dieses gelang, mußte sie jedoch von einer zweiten Lavine begraben sein, die ihr auch den Rückweg zu ihrem Kinde versperrte. —

Schauerlich ist der Schuppen, der dem Kloster, welches am Abhang des Berges gelegen, gegenüber gebauet ist. In ihm stehen die Leichen derer, die auf dem Berge verunglückt sind. Der felsige Boden erlaubt nicht, daß man sie begräbt; auch thut man dies darum nicht, weil von Vielen der Gefundenen Niemand den Stand und Namen kennt. Darum werden sie hier aufgestellt, damit die Angehörigen derselben, wenn sie etwa Nachsuchung halten wollen, sich überzeugen können, ob der Verlorengegangene unter den hier Verunglückten sei. Da die Körper in dieser Höhe nicht verwesen, sondern ausfrieren, so

stehen ihrer hier schon eine Menge, einer friedlich neben dem andern, der Arme neben dem Reichen, der Engländer neben dem Deutschen, Leute, die sich im Leben noch nie gesehen haben.



Der Hund auf Neufundland.

An der Küste von Schottland scheiterte in einem furchtbaren Sturme ein englisches Kauffahrteischiff. Mit schrecklicher Gewalt war der Vordertheil des Schiffes auf eine Sandbank festgerannt, so daß der Kiel zerborst, worauf in kurzer Zeit die tobenden Wellen Alles zertrümmerten, und das Schiff versank. Die sämmtliche Mannschaft fand den Tod in den Wellen, denn obgleich die Meisten gut zu schwimmen verstanden, so kämpften sie doch vergeblich gegen die tobende Brandung, die an den Felsenufern haushoch emporschlug. Die Kraft versagte ihnen, ehe sie das Ufer erreichen konnten. Nur ein junger, kräftiger Matrose, derselbe, den Ihr auf der Abbildung seht, rettete glücklich sein Leben und verdankte dieses einzig seinem treuen Hunde. Wie seine Cameraden hatte er sich, als das Schiff sank, ins Meer gestürzt und mit einem Stück des gebrochenen Mastes versucht, schwimmend das Land zu erreichen. Sein Hund war ihm gefolgt und hielt sich dicht an seinen Herrn, der mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Ufer zu erklimmen strebte. Aber die Wuth der Brandung schleuderte ihn stets, wenn er schon mit der Hand die Klippe zu erfassen gedachte, weit in das Meer zurück; auch seine Kräfte begannen im fruchtlosen Kampf mit dem wilden Element zu ermatten und bald hielt er sich, größerer Anstrengung unfähig, nur noch mühsam über dem Wasser. Da faßte ihn sein treuer Liebling, der lange schon seine Erschöpfung gewahrt hatte, und indem er ihn im Nacken an den Falten seines Hemdes packte, ruderte er emsig aus dem Reich der wilden Brandung längs dem Ufer hin, bis er eine niedrige Stelle fand, wo es dem Erschöpften endlich gelang, mit Anstrengung seiner letzten Kraft das Land zu erreichen. Todesmatt und ohne Besinnung sank er nieder, aber er war gerettet. — Froh, daß ihm die gute That gelungen, späht des klugen Hundes Auge umher nach Menschen, welche nun, nachdem er das Seine gethan, weiter helfen sollen, und zugleich sucht er mit der Pfote seinen Herrn zu ermuntern.

Bisweilen findet man zwischen einem jungen Hunde und seinem Herrn eine Vertraulichkeit, die jeden Unterschied aufhebt, so daß jener der Camerad des Letztern zu sein scheint. Welche üble Folgen diese Vertraulichkeit haben kann, wird man aus folgender Erzählung sehen.

Ein junger englischer Seemann, der sich auf einem Kriegsschiffe befand, und im Schwimmen geübt war, hatte einen schönen neufundländer Hund. Er machte es sich häufig zum Vergnügen, neben diesem im Wasser zu schwimmen und allerlei Kurzweil zu treiben, wodurch er eine große Menge Zuschauer herbeilockte. Eines Tages ließ er es sich beifallen, seine Hände auf den Kopf des Hundes zu legen, und ihn durch einen heftigen Stoß in eine beträchtliche Tiefe untertauchen zu lassen, aus welcher er einige Minuten darauf wieder zum Vorschein kam. Dem Hunde gefiel dieser Zeitvertreib, und bald legte er ebenfalls seine Pfoten auf den Kopf seines Herrn, um auch ihn untertauchen zu lassen. Er wiederholte dies mehrmals; gern hätte der junge Mann ihm ein Zeichen gegeben, daß er an dem Spiele genug habe, aber der Hund ließ ihm keine Zeit dazu. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauerte er, wo sein Herr auftauchen würde, und sobald dessen Kopf erschien, drückte er ihn wieder in die Tiefe. In der guten Meinung, seinen Herrn aufs beste zu unterhalten, wurde seine Freude plötzlich gestört, als der junge Mann nicht wieder sichtbar wurde. Jetzt fing das Thier voll Verzweiflung an zu heulen und zu winseln, tauchte unter, kam wieder auf die Oberfläche des Wassers, um seine Klagen zu erneuern, und verschwand wieder, seine Nachforschungen fortzusetzen. Endlich gelang es ihm, seinen Herrn aufzufinden; er erfaßte ihn mit dem Maule, und zog ihn durch Anstrengung aller Kräfte empor. Man kam dem halb Ohnmächtigen zu Hülfe, und eine Schaluppe führte ihn ans Land.

Durch ein solches Beispiel nicht geschreckt, daß mit einem dergleichen ehrlichen Gesellen, der auch das Spiel so ernsthaft treibt, nicht zu tändeln, wollte ein junger Seeoffizier, der erst neulich auf dasselbe Kriegsschiff gekommen, und dem die Andern vielfache Geschichten von dem Hunde erzählten, gern dessen Künste sehen, und suchte ihn zu bewegen, mit ihm ins Wasser zu springen. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, der ohnedies zum Baden einlud. Der junge Mann, der vortrefflich zu schwimmen verstand, entkleidete sich und sprang, nachdem er den Hund gelockt, ihm zu folgen, lustig vom Schiff herab ins Wasser. Der Hund indessen, welcher Niemanden als seinem Herrn folgte, und sich sonst nur anstrengte, wenn man seine Hülfe brauchte, blieb in behaglicher Ruhe auf dem Verdecke liegen, und sah dem Schwimmer zu, ohne nur im Mindesten dessen Winke zu beachten. Da rieth diesem ein Anderer, sich zu verstellen und die Bewegungen eines Ertrinkenden nachzuahmen. Kaum war dieses geschehen, so erhob sich der Hund, die Augen gespannt auf den Schwimmer gerichtet und als dieser nun zu sinken schien, war das Thier sogleich mit einem ungeheuren Bogensatz im Wasser. Schnaufend und bellend stürzte es auf den Jüngling zu, so daß dieser erschreckt zu entfliehen suchte, aus Furcht, der Hund werde ihn, da er nackt war, mit seinen großen Zähnen aufs unsanfteste packen. Aber je schneller er floh und durch Untertauchen dem Thiere zu entgehen suchte, desto eifriger folgte ihm dasselbe, durch sein ängstliches Hülferufen nur noch eifriger gemacht. Nicht lange dauerte es, so hatte der Hund ihn erreicht, und am Beine gepackt, doch, als wenn er es wüßte, daß der Biß seiner Zähne ihn schmerzen mußte, ließ er die gefaßte Stelle bald wieder los, um ihn an den Haaren zu halten, worauf er den gegen seinen Willen Geretteten triumphirend unter lautem Gelächter der Mannschaft bis ans Schiff brachte.

Das Vaterland dieses trefflichen Hundes, wornach er seinen Namen hat, ist die Insel Neufundland, die in Nordamerica vor dem Ausfluß des St. Lorenz-Stromes liegt und den Engländern gehört. Er ist, wie wir nun schon wissen, ein großes, starkes Thier, das ein langes seidenartiges Haar hat. Zwischen seinen Zehen hat er eine Art von Schwimmhaut, woher er besser und länger schwimmen kann, als andere Hunde. Seine Farbe ist schwarz, mit großen weißen Flecken.

Der Biber und seine Wohnung.

Der Biber bewegt sich ziemlich gewandt im Wasser und auf dem festen Lande, und ist ein geschickter Baumeister. Auf dem Bilde vor uns sehen wir eine ganze Colonie dieser Thiere in allgemeiner Thätigkeit. Der dort auf der Birke sitzet, schneidet mit seinen starken, gelben Vorderzähnen, die ihm wie Säge und Messer dienen, Aeste von dem Baum, um solche zur Anlegung des Dammes für die Wohnung anzuwenden; andere bedienen sich des breiten, hängenden Schuppenschwanzes als einer Kelle, und die freien Finger dienen zu mancherlei Verrichtungen, so wie die durch Häute verbundenen großen Zehen vortrefflich zum



Schwimmen eingerichtet sind. Auf den ersten Anblick könnte er einer großen Ratte ähnlich scheinen; sein starker, gedrungener Bau, der kurze Hals, die niedern Beine und kräftigen Muskeln, dies Alles trifft ziemlich zu. Aber das schwarze Auge mit dem klugen, sanften Blick; das kleine, abgerundete Ohr, der lange, schwarze Schnurrbart, sein Tastsinn; und der breite, schuppige Schwanz überzeugen uns bald eines andern. Man sieht's seinem Körper leicht an, daß er nicht der Geschickteste im Gehen sein kann; dafür ist er aber behend und flink im Wasser, wie ein Insulaner.

An den Bächen und Seen Canada's, in den stillen Wäldern leben Hunderte und aber Hunderte dieser, durch ihren ausgezeichneten Kunsttrieb merkwürdigen Thiere. Sie legen nur da ihre Wohnungen an, wo das Wasser eine solche Tiefe hat, daß es nicht bis auf den Boden gefriert; bietet sich ihnen eine so tiefe Stelle nicht dar, so gehen sie gemeinschaftlich daran, einen Damm aufzuführen, der dem Wasser den Abfluß zu wehren vermag. Gewöhnlich beginnt ein solches Unternehmen schon früh im Sommer; dann vereinen sie sich, wie von einem Willen beseelt, von einem Auge, von einer Hand geleitet, zur Anlage ihrer Kolonie. Bei Anbruch der Nacht gehen sie an ihre Arbeit; sie setzen sich um Erlen, Pappeln, Weiden, Birken und Maulbeerbäume herum, durchschneiden 6 bis 8 Zoll dicke Aeste und Stämme mit ihren Vorderzähnen, und sind einander gegenseitig zu Allem behülflich. Um die Arbeitenden spielen die Jungen und üben ihre Kräfte zu künftiger Arbeit. Sie fällen den Baum quer über den Bach und geben, je nachdem der Fluß eine stärkere oder schwächere Strömung hat, dem Damm einen kleinern oder größern Winkel mit dem Ufer, um seine Haltbarkeit zu erhöhen. Alsdann zerschneiden sie andere Stücke, bringen auch diese ins Wasser gegen den gefällten Stamm zu, häufen die Pfähle neben einander, durchflechten diese mit Zweigen und bringen Erde, Schlamm und Steine dazwischen, welches Alles sie mit ihrem Schuppenschwanze fest und fester klopfen. So entsteht ein Damm, der das Wasser schwellt, den Wellen trotzt, und den nöthigen stillen Teich bildet, woran die vereinigten Familien ihre Wohnungen

bauen werden. Ist der Damm fertig, so theilen sich die Familien, und jede baut an ihrer eigenen Hütte in stiller, freudiger Aemsigkeit. Bald steht das Dorf am Wasser; die Hütten zeigen starke und glatte Wände, die dem Sturm und den Wellen trotzen. Im Keller ist das Bad, über diesem die Stube, mit der Thür in's Wasser, mit dem Fenster in die freie, frische Luft hinaus. In der Stube ist's immer reinlich und aufgeräumt und der Fußboden sogar mit grünen Fichtennadeln dicht bestreut. Das Dach gleicht einem festen Gewölbe, und ist oft 4 bis 6 Fuß dick. Diese Wohnungen werden mit der Zeit so stark und hart, daß selbige nur durch eiserne Werkzeuge zerstört werden können.

In jeder Hütte wohnt eine Familie gar friedlich und schiedlich beisammen, ohne Bosheit, ohne Arglist. Sie kennen weder Raub noch Krieg; aber ohne Feinde sind sie nicht, und daher immer wohl auf ihrer Hut. Naht sich Gefahr, so warnen sie einander, indem sie mit dem breiten Schuppenschwanz auf den Boden schlagen. Sobald dies Zeichen gehört wird, flüchten die Gewarnten alsbald ins Wasser, tauchen unter, und erreichen auf solchem Wege sicher die schützende Hütte, wohin ihnen kein Raubthier zu folgen vermag. Nur der Mensch, vom Gewinn gelockt, stört sie in ihrer Ruhe; und der Biber verliert, seiner weichen, warmen Kleidung wegen, Freiheit und Leben.

Da sein Pelz im Winter am vortrefflichsten ist, so ist er in dieser Jahrszeit den Nachstellungen am meisten ausgesetzt. Die Indianer kommen alsdann mit ihren Lanzen auf das Eis und stoßen in der Nähe der Biberhöhlen so große Löcher in dasselbe, daß ein Biber durchkommen kann; während dessen sind die Weiber der Jäger am Ufer bemüht, die friedlichen Biberhütten zu zertrümmern. Die aufgescheuchten Armen eilen nun unter dem Eise hin, tauchen in den Löchern auf, um zu athmen, und werden von den Jägern erlegt. Man tödtet diese Thiere in so großer Menge, daß die Hudsons-Bai-Compagnie im Jahre 1820 über 60,000 Pelze zu verkaufen im Stande war. Dadurch werden diese Thiere immer seltener, und an den Ufern der in den obern und mittlern Missuri fallenden Flüsse sieht man nur noch Einzelne dieser Thiere.

Die Hauptnahrung dieser Thiere ist die Rinde der obengenannten Bäume, doch wird in der Noth auch die Fichte nicht verschmäht. Im Herbst werden zum Wintervorrath die Bäume gefällt, Aeste und Zweige zerschnitten, nach dem Damm geflößt und dort aufgeschichtet. Jede Familie hat ihren besondern Vorrath und achtet den Vorrath der Andern. Kömmt der Winter herbei, so wird geruht, und von den gesammelten Vorräthen gezehrt, bis der Lenz erscheint. Dann zerstreuen sie sich wieder in die Wälder, und nur die Mütter bleiben mit den Jungen zu Hause. Der Biber wirft deren zwei bis fünf, die, nach der Erzählung des Capitain Franklin, sich bei ihren Spielen äußerst possierlich geberden sollen. Sie stoßen sich von den Baumstämmen in's Wasser, klettern, einander nachjagend, wieder hinauf, schreien dabei wie weinende Kinder und treiben mancherlei Kurzweil.

Wie freundlich, wie gütig zeigt sich auch hier die Natur als Führerin des Bibers. Sie leitet ihn hinaus in die Wälder, und führt ihn zur heimischen Hütte zurück und heißt ihn Vorräthe sammeln auf den Winter; und er folgt ihr und befindet sich wohl dabei.

Sie gab ihm die Lust zum Bauen und schenkte ihm auch das Werkzeug dazu; ihr Wille regt sich in ihm, und er muß ihr gehorchen. So ist der Trieb der Thiere der Verstand der Natur, der da sieht über Alles und über Alle, und auch das Einzelne, das Kleinste nicht vergißt.

Der Leopard auf der Lauer.

Im südlichen Africa am Vorgebirge der guten Hoffnung findet man den Leoparden in Menge. Vom Panther des nördlichen Africa's unterscheidet er sich nur durch die Gestalt seiner Flecken, schlankere Gestalt und kürzere Beine. Wenn er auf seine Beute lauert, so legt er sich hin, mit dem Kopfe zwischen den ausgestreckten Vorderbeinen nach Art der Hunde, die Augen mehr aufwärts gerichtet. In dieser Lage nimmt er sich herrlich aus, wie auf der Abbildung zu sehen; alle seine Umrisse zeigen Kraft und Anmuth, alle Springe über Stock und Stein eine bewundernswürdige Schnelligkeit. Von den Thieren, welche man bei uns in den Menagerien zeigt, muß man natürlich keinen Schluß machen. Sie sind durch den engen Käfig, den Hunger und die Schläge steif und muthlos geworden.

In seinem Vaterlande stellt der Leopard besonders den Antilopen, den jungen und alten Affen und den Felsendachsen und Kaninchen, so wie den Heerden, den Füllen, den Kälbern der Kolonisten, zur Zeit wo sie zur Welt kommen, nach, die ihn deshalb gewaltig fürchten. Auch Menschen werden oft von



ihm zerrissen; doch geht er ihnen, am Kap wenigstens, meist scheu aus dem Wege und wagt sich nur, wenn sie schlafen, oder allein wandern, oder ihn zum Aeußersten treiben, an sie. In der Nacht hört man seine fürchterliche Stimme sehr häufig. Heulend und dumpfbrüllend schleicht er in der Ferne um die Hürden und Meierhöfe und stürzt oft hinein, um seine Beute zu holen, ohne daß ihn die wachsamen Hunde gewahr werden.

Gleich der Hyäne fängt man ihn oft in Fallen, aus Steinen und Balken gefertigt, und hetzt ihn dann mit Hunden, um sie daran zu gewöhnen. Meistentheils kostet ihm dies das Leben, aber auch ein Paar seiner Feinde haben oft gleiches Geschick. Jagt man ihn im Felde, so nimmt er seine Zuflucht zu einem Baume, wenn er einen erreichen kann. In dieser Stellung ist es äußerst gefährlich, sich ihm in Sprungweite zu nähern; aber wegen seiner freien Lage wird er leicht eine Beute des Schusses der Jäger. Mit dem Löwen oder Tiger darf man ihn allerdings nicht vergleichen, aber ein außerordentlich wildes und starkes Thier bleibt er immer, und scheut im schlimmsten Falle weder ein anderes größeres Raubthier, noch einen Menschen. Seine Klauen, seine Zähne zerreißen im Nu Alles, was in ihren Bereich kommt, und mancher Jäger am Kap, der ihn nicht recht sicher aufs Korn nahm, ist sein Opfer geworden.

Ein Missionair in dortiger Gegend hatte vor einigen Jahren mit einer dieser wilden Bestien einen schweren Kampf glücklich bestanden. Er war mit einem Hottentotten zusammen auf die Jagd gegangen, um Antilopen zu schießen, als aus einem Gebüsche plötzlich ein Leopard hervorstürzte, den Hottentotten anpackte und herunterwarf, ehe dieser nur so viel Zeit gewinnen konnte, seine Flinte zu gebrauchen. Der Missionair, ein großer, starker Mann, ergriff sogleich die Flinte, um seinen Gefährten zu retten, zielte und schoß, traf aber das Unthier an keiner lebensgefährlichen Stelle, da er aus Furcht, den Hottentotten, welcher mit seinem Feinde kämpfend am Boden lag, mit zu verletzen, nicht nach Kopf und Brust, wo das Thier allein zu tödten ist, zu zielen wagte. Durch die empfangene Wunde in fürchterliche Wuth gesetzt, ließ der Leopard den Hottentotten los, und stürzte sich auf den Missionair, welcher, ohne weitere Waffen, sich nur mit seinen Händen vertheidigen konnte. Er faßte das grimmige Thier mit seinen beiden Armen, und es fest an den

Vordertatzen haltend, gelang es ihm, dasselbe auf den Rücken zu Boden zu werfen. In dieser fürchterlichen Stellung auf ihm liegend, mit den Knieen auf den Hintertatzen, rief er dem Hottentotten, welcher nur unbedeutend verletzt war, zu, nach Hause zu eilen und Hülfe zu holen. Das Gewehr des Letzteren war bei seinem Fall losgegangen und so blieb ihm nichts übrig, als seinen geliebten Lehrer im Kampfe mit dem Unthier allein zu lassen, während er, so schnell als seine Füße zu laufen vermochten, nach seinem Dorfe eilte, welches eine gute halbe Stunde entfernt war. Welch eine furchtbare Stunde mußte demnach vergehen, ehe die Hülfe kommen sollte. Nur der gewaltigen Muskelkraft des Missionairs konnte es gelingen, bei den wüthenden Bewegungen seines gewandten Gegners immer oben zu bleiben, und, — das grimmige Gesicht desselben dicht vor dem seinigen, — den weitgeöffneten Rachen, der vor Wuth brüllte und schäumte, von sich abzuhalten. — Schon hatte der Kampf über eine halbe Stunde gedauert, die menschlichen Kräfte waren fast erschöpft, während das Unthier seine ungeheuern Anstrengungen zu verdoppeln schien, um sich doch noch loszureißen und seine Beute zu packen; — ein brünstiges Gebet zu dem Erhalter unseres Lebens stieg von den bebenden Lippen des Missionairs empor, und ward erhört. Gott stärkte ihn, noch eine Viertelstunde auszuhalten, da kam die Hülfe, — sechs Hottentotten, sämmtlich mit Flinten bewaffnet. „Nur dicht heran", rief der erschöpfte Kämpfer, und sie legten die Mündungen ihrer mit Kugeln versehenen Flinten an des Feindes Kopf. Die Schüsse fielen, das Unthier that einen Satz und schleuderte den Missionair auf die Seite, — aber er war gerettet; einige leichte Fleischwunden in Armen und Schenkeln abgerechnet, war er unverletzt; — der Leopard lag todt am Boden.

* * *

Ein Abentheuer in den Gebirgen von Peru.

Ich kam, erzählt ein Engländer im British Review (einer engl. Zeitschrift) im Jahre 1826 nach Peru, um die Aufsicht bei Bearbeitung verschiedener Minen zu führen. Nach Beendigung meiner Geschäfte wollte ich, ehe ich nach Europa zurückkehrte, wenigstens die ungeheure Reise längs den Ufern des atlantischen und stillen Meeres nicht ganz unbenutzt für meine Wißbegierde vorübergehen lassen, und beschloß daher, mit zwei meiner Gefährten, Wharton und Lincoln, den höchsten und merkwürdigsten Berg von Peru, den Chimborasso, zu ersteigen. Eines Tages, nachdem wir in einem indianischen Dorfe übernachtet hatten, und nun unser Weg sich um den weiten Fuß dieses Riesen der Anden schlängelte, bemerkte ich, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel deckt, nach und nach unter einem dichten Nebel verschwand. Die Indianer, die uns als Führer dienten, warfen bestürzte Blicke auf diese Dünste, und versicherten kopfschüttelnd, daß ein heftiges Gewitter über uns ausbrechen werde. Ihre Besorgniß ging rasch in Erfüllung; schnell entfaltete sich der Nebel, und indem er sich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns bald eine tiefe Finsterniß. Die Luft war drückend schwül, und doch so feucht, daß der Stahl an unsern Uhren sich mit Rost überzog, und das Uhrwerk stille stand. Das Wasser, neben dem wir gingen, ergoß sich mit verdoppelter Gewalt, und wie durch Zauberei stürzten plötzlich von den Felsen zu unserer Linken unzählige Ströme, die Baumstämme und Gesträuch mit sich fortrissen, und selbst eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umsonst ihre Kräfte anzustrengen schien, um der Gewalt des Wassers zu entgehen. Der Donner rollte und der ganze Wiederhall des Berges antwortete ihm auf Ein Mal; blendende Blitze zerrissen die Wolken über, unter uns, zu unserer Seite; es war, als ob wir in ein Flammenmeer tauchten. Wir flüchteten unter einen großen Baum, während einer unserer Führer ein sicheres Obdach für uns suchte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wo wir allen erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden, und sogleich schlugen wir den Weg dahin ein, erreichten dieselbe aber nicht ohne viele Mühe und Gefahr. Der Sturm wüthete mit einem so fürchterlichen Getöse, daß sich keiner dem andern verständlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle gestellt, und beobachtete durch die lange und schmale Oeffnung die Scene außerhalb. Die höchsten Cedern sah ich niederstürzen, oder wie ein Rohr sich beugen, Affen und Papageien, durch die abgerissenen Aeste getödtet, bedeckten den Boden; die Bäche waren zu Strömen geworden und durchschnitten in allen Richtungen den Berg. Umsonst würde ich mich bemühen, dieses große Schauspiel zu beschreiben; nur wer Südamerica kennt, kann sich ein Bild davon machen. In dieser mit Recht sogenannten neuen Welt sollte man glauben, die Natur besitze noch alle Kraft der Jugend, während sie auf dem alten Continent zu schlummern und durch das Alter erschlafft scheint. Als endlich die Heftigkeit des Sturmes etwas nachgelassen, gingen unsere Führer hinaus, zu sehen, ob Möglichkeit da sei, unsern Weg fortzusetzen. Die Grotte, in der wir uns befanden, war so dunkel, daß wenige Schritte vom Eingang entfernt man nicht

eine Spanne weit vor sich unterscheiden konnte. Während wir uns über die Verlegenheiten unserer Lage besprachen, wurde unsere Aufmerksamkeit durch Geschrei und wunderliche Klagelaute gefesselt, die aus der Tiefe der Grotte zu uns drangen. Wharton und ich horchten mit einem Gefühle von Entsetzen jenen Tönen; aber Lincoln, unser unbedachter junger Freund, warf sich auf den Bauch und kroch mit meinem Jäger Frank die Höhle entlang, um den Grund dieses Lärmes zu entdecken. Nach einigen Augenblicken stießen sie einen Ruf der Verwunderung aus, und kehrten bald zurück, jeder von ihnen ein wunderbar gflecktes Thier am Arm, von der Größe einer Katze, dessen Kinnladen mit fürchterlichen Schneidezähnen bewaffnet waren, und dessen Augen in's Grauliche spielten. Sie hatten lange Krallen an den Pfoten, und die blutrothe Zunge hing aus dem Rachen. Kaum hatte Wharton sie betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel! wir sind in der Höhle eines . . .“ Aber er wurde plötzlich durch die Stimme unserer Führer unterbrochen, die mit dem Schrei: „ein Tiger! ein Tiger!“ hinausstürzten und sogleich mit einer unglaublicheu Geschwindigkeit eine hohe Ceder erkletterten, die neben der Höhle stand, und in deren Zweigen sie sich verbargen. Der erste Eindruck des Entsetzens und der Ueberraschung hatte mich beinahe erstarrt, nnd fast bewustlos griff ich nach meinem Gewehr. Wharton war schnell gefaßt und rief uns, ihm behülflich zu sein, um die enge Mündung der Höhle mit einem großen Stein zu schließen, der glücklicher Weise ganz nahe lag. Das Bewußtsein der immer näherkommenden Gefahr verstärkte unsere Kräfte, denn wir hörten schon deutlich das Brüllen des Thieres, und waren verloren, wenn es den Eingang der Höhle erreichte, ehe wir dieselbe geschlossen hatten. Noch war unsere Arbeit nicht vollendet, als wir den Tiger draußen in großen Sprüngen ankommen sahen; dieser fürchterliche Anblick verdoppelte unsere Anstrengungen, und so schützte uns dann noch zu rechter Zeit der große Stein vor seinem Angriffe. Es blieb jedoch eine kleine Lücke zwischen dem Stein und der Höhe der Oeffnung, durch welche wir seinen Kopf sahen, wie er seine blitzenden Augen wüthend auf uns schoß. Sein Brüllen hallte in den Tiefen der Höhle wieder, und seine Jungen antworteten darauf mit dumpfem Klagegeschrei. Unser furchtbarer Feind hatte Anfangs versucht, den Stein mit seinen mächtigen Krallen aufzuheben, und dann ihn mit dem Kopfe wegzuschieben; die Nutzlosigkeit dieser Bemühungen vermehrte seine Wuth. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und seine Flammenaugen schienen Licht in die Dunkelheit unseres Zufluchtsortes zu werfen. Einen Augenblick war ich fast geneigt, ihn zu bedauern; es war doch das Gefühl der Vaterliebe, das seinen Zorn reizte. „Es ist Zeit, auf ihn zu schießen“, sagte Wharton mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit, „die Kugel wird ihm durch sein Gehirn gehen und so haben wir noch Hoffnung, von ihm befreit zu werden.“ Frank nahm seine Doppelflinte und Lincoln seine Pistolen; beide richteten den Lauf einige Zoll vom Tiger entfernt, und drückten zugleich ab; allein der Schuß fehlte. Der Tiger, als er das Losdrücken hörte, mochte gemerkt haben, daß es einen Angriff auf ihn gelte, denn er machte einen Satz auf die Seite; als er sich jedoch unverletzt fühlte, kam er in seine vorige Stellung mit größerer Wuth zurück. Das Pulver auf beiden Pfannen war naß geworden, und während Frank und Lincoln dasselbe ausschütteten, bemühte sich Wharton mit mir, unsere Pulverhörner zu suchen. Es war so dunkel, daß wir auf dem Boden kriechen und umhertappen mußten. Als ich in die Nähe der jungen Tiger kam, hörte ich ein Geräusch, dem Reiben eines Stückes Metall ähnlich, und entdeckte bald, daß die Thiere mit unsern Pulverbüchsen spielten. Zum Unglück hatten sie den Pfropf mit ihren Krallen abgedreht; das Pulver, auf dem nassen Boden ausgeschüttet, konnte uns nicht mehr dienen. Diese Entdeckung versetzte uns in die größte Bestürzung. Alles schien verloren. Wharton stellte sich an den Stein, der uns schützte, und heftete seinen kühnen Blick auf die blitzenden Augen unseres Feindes. Der junge Lincoln stieß in seiner Verzweiflung tausend Flüche aus, und Frank, der die meiste Kaltblütigkeit besaß, nahm einen Strick, den er in der Tasche trug, und ging ohne ein Wort zu sagen in die Tiefe der Höhle. Bald vernahmen wir einen erstickten Schrei, und der Tiger, der ihn gehört haben mußte, stutzte darüber in vermehrter Unruhe. Er ging und kam vor die Oeffnung der Höhle, und sah verstört nnd wüthend aus; plötzlich blieb er stehen, und seinen Kopf gegen den Wald gewendet, erhob er ein betäubendes Brüllen. Unsere beiden indianischen Führer benutzten diesen Augenblick, um von der Höhe des Baumes, der sie barg, mit Pfeilen auf ihn zu schießen, die ihn zwar trafen, aber an seiner dicken Haut abprallten. Nur einer blieb endlich am Auge stecken; wüthend darüber sprang der Tiger an den Baum, und indem er mit seinen Tatzen den Stamm umfaßte und sich an demselben in die Höhe richtete, schien er die Ceder ausreißen zu wollen. Erst, nachdem es ihm geglückt war, den Pfeil los zu werden,

wurde er ruhiger und stellte sich wieder an den Eingang der Grotte. Frank erschien endlich, in jeder Hand einen der jungen Tiger an dem Strick haltend, mit dem er sie erwürgt hatte. Ehe ich seine Absicht errathen konnte, hatte er beide dem Tiger durch die Oeffnung zugeworfen. Als derselbe sie erblickte, untersuchte er sie aufmerksam und schweigend, drehte sie behutsam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, stieß er einen so fürchterlichen Schrei der Verzweiflung aus, daß wir genöthigt waren, uns die Ohren zuzuhalten. Ich warf meinem Jäger diese nutzlose Grausamkeit vor, sah aber aus seiner trotzigen Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daher die Verhältnisse des Dieners zum Herrn für aufgelöst hielt. Was mich betraf, hegte ich noch immer die innere Zuversicht, daß eine unerwartete Hülfe mich aus dieser entsetzlichen Lage befreien werde. — Der Donner hatte aufgehört, und ein kühler, erfrischender Wind war auf den Sturm gefolgt. Der Gesang der Vögel ertönte wieder im Walde, und im Strahl der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern wie tausend Diamanten. Ich sah durch die kleine Oeffnung unserer Höhle das Erwachen der Natur, und der Kontrast dieser friedlichen Scene mit unserer Lage machte dieselbe noch fürchterlicher. Waren wir doch in einem Grabe, aus dem kein Entkommen möglich schien; denn ein Ungeheuer, gräßlicher als der Cerberus der Fabel, hütete den Eingang. — Der Tiger hatte sich zu seinen Jungen gelegt. Es war ein großes, herrliches Thier, dessen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, die Kraft ihrer Muskeln zeigten; aus seinen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kinnbacken floß der Schaum in großen Flocken. — Plötzlich ließ sich aus der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem klagenden Aechzen antwortete, und ein Schrei der Indianer verkündete uns eine neue Gefahr. Unsere Besorgniß bestätigte sich nach Verlauf von einigen Minuten, denn wir sahen einen Tiger, kleiner als den ersten, in großen Sprüngen sich uns nähern. Es war die Tigerin. Ihr Brüllen, nachdem sie die Leichname ihrer Jungen betrachtet, übertraf Alles, was wir noch gehört hatten. Doch endlich hörte ihr Geheul auf, und ward zu einem dumpfen Gemurmel; darauf rückte sie ihre schnaubenden Nasenlöcher dicht an die Oeffnung, um Diejenigen zu entdecken, die ihre Jungen vernichtet hatten. Als ihre Blicke auf uns fielen, stürzte sie mit einer so ungeheuren Kraft auf den Stein, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, ihn fortzuschieben, wenn wir nicht unsere vereinten Anstrengungen ihrem Vorhaben entgegengesetzt hätten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen näherte sie sich wieder dem Tiger, und schien sich während einiger Augenblicke mit ihm zu berathen; darauf entfernten beide sich schnell, und entschwanden unsern Blicken. Ihr Gebrüll wurde immer schwächer, und bald hörten wir es nicht mehr. Jetzt erschienen unsere beiden indianischen Führer am Eingang der Höhle, und drangen auf schnelle Flucht, als das einzige Mittel zur Rettung, da die Thiere wahrscheinlich auf der Höhe des Berges noch einen Eingang in die Grotte kannten, und von einer andern Seite eindringen würden. Wir schoben in Eile den Stein, der uns bisher geschützt hatte, hinweg, und stiegen aus dieser Gruft, in der wir lebendig begraben zu sein befürchtet hatten. Wharton war der letzte, der dieselbe verließ, indem er nicht fort wollte, bevor er seine Doppelflinte wiedergefunden hatte; wir Uebrigen dachten nur an unser Entkommen. — Von Neuem hörten wir das Gebrüll der Tiger; eilig folgten wir unsern Führern, und schlugen einen Seitenpfad ein, der aber durch die Menge Wurzeln und Aeste, womit der Sturm den Weg bedeckt hatte, unsere Flucht langsam und beschwerlich machte. Besonders schleppte sich Wharton mit Mühe fort, und wir mußten oft stille stehen, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Auf diese Weise waren wir eine Viertelstunde gegangen, als ein Schrei eines unserer Führer uns verkündete, daß die Tiger auf unserer Spur seien. Wir befanden uns gerade vor einer Brücke von Schilfrohr, die über einen Strom geworfen war, und die gewöhnlich nur Indianer mit ihrem leichten Gang ohne Furcht betreten können, da dieselbe bei jedem Schritt, den man darauf macht, erzittert und schwankt. Zwischen spitzigen Felsen eingeschlossen, ergoß sich in der Tiefe der Strom mit tobender Gewalt. Lincoln, Frank und ich schritten ohne Unfall über die Brücke, aber Wharton war noch auf ihrer Mitte, als die Tiger aus dem nahen Walde hervordrangen, und da sie uns erblickten, ein gräßliches Geheul anstimmten. Wir erkletterten die vor uns stehenden Felsen, und Wharton, der endlich auch ohne Unfall auf die andere Seite des Stromes gelangt war, zog sein Jagdmesser hervor und schnitt die Bänder ab, welche die Brücke an dem einen Ufer befestigten, hoffend, hiedurch unsern Feinden ein unübersteigliches Hinderniß der Verfolgung entgegen zu setzen. Aber kaum hatte er seine Arbeit vollendet, als die Tigerin gegen den Strom rannte und versuchte, mit einem Sprung hinüber zu setzen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, dieses furchtbare Thier einen Augenblick über dem Abgrunde

schweben zu sehen; allein diese Scene ging wie der Blitz vorüber; seine Kraft war der Entfernung nicht gewachsen, es sank, und ehe es den Grund des Stromes erreicht hatte, war es in tausend Stücken durch die spitzigen Felsen zerrissen. Sein Gefährte, dadurch nicht entmuthigt, machte denselben Versuch, und ein kräftiger Sprung trug ihn über die Kluft. Allein nur mit seinen Vordertatzen erreichte er das jenseitige Ufer und über dem Abgrund hängend, bemühte er sich umsonst, festen Fuß zu fassen. Wharton, der ihm ganz nahe war, ging muthig auf ihn zu und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wüthend über alle Beschreibung sammelte das Ungeheuer seine Kräfte, klammerte sich mit den Hinterpfoten an den Felsen, und ergriff Wharton am Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund behielt seine ganze Kühnheit, umfaßte mit seiner Linken einen Baumstamm und drückte mit Kraft das Messer in die Brust des Tigers. Dies Alles war das Resultat eines Augenblicks. Die Indianer, Lincoln, Frank und ich stürzten zu seiner Hülfe herbei. Lincoln hatte die Flinte von Wharton, die neben ihm lag, ergriffen, und versetzte dem Tiger einen so mächtigen Schlag auf den Kopf, daß das betäubte Thier seinen Raub los ließ, und in den Abgrund stürzte. Aber der unglückliche junge Mann hatte die Wucht seines Schlages nicht berechnet; seine Füße glitten aus, und da seine Hände nirgends einen Anhaltspunkt fanden, stürzte er in den Strom, auf dessen Oberfläche wir ihn einen Augenblick sahen, worauf er für immer verschwand. Ein Schrei der Verzweiflung kam aus unser aller Mund; dann verfielen wir in ein düstres Schweigen. — Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag Wharton ohnmächtig am Abhang der Kluft. Wir untersuchten seine Wunde, sie war tief, und das Blut strömte daraus hervor. Die Indianer pflückten einige Kräuter, deren Umschlag wenigstens den Blutfluß hemmte; dennoch blieb er besinnungslos, obgleich sein Puls heftig schlug. — Der Abend brach herein und wir mußten uns entschließen, die Nacht hier zuzubringen, wo nur einige wilde Felsen uns ein Obdach gewähren konnten. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um die Raubthiere von uns abzuhalten. Ich aß einige Früchte, die sie mir gaben, und brachte die Nacht schlaflos neben Wharton zu, dessen tiefe Athemzüge mich mit Entsetzen erfüllten. — Als der Morgen kam, schlugen unsere Führer vor, unsern unglücklichen Freund ins Dorf zu tragen, wo wir die vorübergehende Nacht zugebracht hatten, und in Eile flochten sie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein in das Dorf zurückgebracht, erlangte Wharton, ungeachtet all' unserer Sorgfalt, die Besinnung nicht wieder. Am dritten Tage erschütterte ein convulsivisches Zittern seine Glieder; er richtete sich in die Höhe und sprach einige verworrene Worte; darauf sank er nieder und war nicht mehr. — Dieses war der Ausgang meiner traurigen Reise auf dem Chimborasso. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwiesen hatte, beeilte ich mich, eine Gegend zu verlassen, die mir so schmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erste Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren.

* * *

Wie acht americanische Kinder einen schönen Morgen zubrachten.

Ich war acht Jahr alt, als ich Frankreich, mein Vaterland, und Paris, meine Vaterstadt, verließ, — Vater und Mutter waren mir gestorben — ich war ein armer verwaister Knabe. — Ein Verwandter von mir — ein Schiffer — nahm mich mit nach Südamerica. — In Eurem Alter, meine kleinen Leser, führte ich ein anderes Leben, als Ihr Euch denken könnt — hundert Geschichten könnte ich Euch erzählen, eine merkwürdiger als die andere — Geschichten von Leuten, welche die unermeßlichen Wüsten des Landes durchzogen, und ich, ein kleiner Knabe, mußte mit ihnen reisen, — Geschichten von Negern und wilden Indianern, von Schlangen und wilden Thieren, — dieses war Jahre lang meine Gesellschaft. Dort in jenem Lande darf man nicht bange sein und die Furchtsamen mögen zusehen, wie sie wieder herauskommen; — mehr als ein Mal habe ich die Nacht in den Wäldern zubringen müssen, ganz allein mit ein Paar Negern und unsern Pferden. — wir hörten die Tiger brüllen und mußten ein Feuer anmachen, um sie zu verscheuchen — denkt Euch, wie mir zu Muthe war, Alles dieses in einem Alter zu erfahren, wo Ihr noch kaum einmal aus dem Hause Eurer Eltern gekommen seid. Auch ich war ein kleiner, schwacher Knabe, aber ich mußte früh lernen, was es heißt, gute Miene zum bösen Spiel machen und nicht den Kopf zu verlieren. Ich sah die Küsten meines Vaterlandes meinen nassen Augen entschwinden, um mich herum nur rauhe, wilde Matrosen — ich erfuhr, was ein Seesturm sagen will, ich fühlte die brennende Sonne, als wir die Linie passirten, aber ich bekam auch von den herrlichen Trauben und wunderbaren Früchten, die unter diesem glühenden Himmel reifen, und sie heiter verzehrend, sah ich mit kindlicher Lust nach den fliegenden Fischen, die sich abwechselnd in die Wellen tauchten, oder nach den Wallfischen, die um unser Schiff spielten.

Dieser Wechsel des Lebens zu Lande und zur See, in Lust und in Gefahr, bewirkte, daß ich zuletzt an den kühnsten Wagestücken das größte Gefallen fand, und bald trotz meiner Kameraden keine Furcht mehr kannte, so daß wir uns oft in die augenscheinlichsten Gefahren stürzten. Als Probe unserer Tollkühnheit will ich erzählen, was ich eines Tages mit sieben meiner Kameraden, lauter Americanern, von denen der älteste erst 13 Jahr alt war, für einen unbesonnenen Streich unternahm.

Die Eltern meiner Freunde waren auf die Jagd gegangen, und hatten uns mit großer Sorglosigkeit ganz allein uns selbst überlassen, so daß wir thun konnten, was wir wollten.

Was sollen wir heute anfangen? fragten wir uns, als einer den Vorschlag machte, wir sollten ebenfalls auf die Jagd reiten. Dieses wurde sogleich mit Jubel angenommen. Zu Pferde, zu Pferde! schrie der ganze Haufe. Ihr müßt wissen, daß man in jener Gegend Pferde in Ueberfluß hat, die daselbst frei herumlaufen und weder einer besondern Wartung, noch eines Stalles bedürfen.

In Kurzem hatten einige die nöthige Anzahl zusammengetrieben und legten ihnen die Sättel auf, während wir Uebrigen uns zur Jagd rüsteten. Unsere Kleidung bestand aus einem leichten Mantel oder vielmehr einem großen Stücke Zeug, worin ein Loch war, den Kopf hindurch zu stecken und welches den Armen auf beiden Seiten freien Spielraum ließ. Darunter trugen wir bei der großen Hitze nur ein baumwollenes Hemde mit einem rothen Gurte zusammengehalten, und an den bloßen Beinen Stiefel von dem ungegerbten Felle wilder Katzen. Ein Strohhut deckte den Kopf.

Als Waffen hatte ein Jeder einen Dolch im Gürtel, ein langes Messer in einer ledernen Scheide wurde in jeden Stiefel gesteckt, um es bequem zur Hand zu haben; hinter dem Sattel hatten wir die berühmten Waffen des Südamericaners, den Lasso und die Bolas, auf beiden Seiten, eins zur rechten und die andern zur Linken angebunden. Der Lasso ist ein Strick mit einer Schlinge, welche man dem Thiere, welches man fangen will, um den Hals oder um die Füße schlingt. Sobald dieses sich gefangen fühlt, sucht es sich durch Zerren von der Schlinge zu befreien, und zieht sie statt dessen immer fester zu. Da der Strick, wie schon gesagt, am Sattel befestigt ist, so läßt man sein Pferd laufen und das Thier wird auf dem Boden fortgeschleppt, bis es halb erstickt, und sodann leicht getödtet wird.

Die Bolas sind drei Stricke, welche an einem Ende zusammengeknüpft sind, und an deren andern Ende drei Steine oder Kugeln, die mit Leder überzogen sind, stecken. Man schwingt die Bolas um den Kopf und schleudert sie dann nach den Beinen des gejagten Thieres. Durch die Sprünge desselben, welches sich zu befreien sucht, werden die Kugeln herumgeworfen und die Stricke schnüren zuletzt, die Beine des Thieres umschlingend, diese fest zusammen, so daß es herunterstürzt. Oft gelingt es auch, wenn die Bolas mit Kraft geworfen werden und glücklich treffen, den Thieren auf den ersten Wurf ein Bein zu brechen.

Mit solchen Waffen ausgerüstet, ritten wir am Rande eines Waldes hin, dessen Schatten uns ein wenig vor der glühenden Sonne schützte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als einer von meinen Kameraden mit Namen Taveras, einen Finger an den Mund legend, ausrief: ein Tiger! still! — ein Tiger! Und wirklich, hundert Schritt von uns, schlich ein Tiger aus einer Masse dornigen Gebüsches hervor. Auf der andern Seite, ganz in unserer Nähe, weidete eine friedliche Heerde. Mit einem fürchterlichen Gebrüll, daß Wald und Flur erschallte, und unsere Pferde zitterten, brach in furchtbaren Sätzen der Tiger plötzlich hervor und stürzte sich auf die Heerde. Es war ein schrecklicher Anblick! Wir hielten uns hinter den Bäumen wohl verborgen. Anfangs sahen wir nichts, als Staubwolken, und eine Menge Vieh daraus hervorstürzen, mit lautem Brüllen nach allen Seiten fliehend. Als der Staub sich zerstreut hatte, erblickten wir ein schaudervolles Schauspiel. Der Tiger hatte sich auf eine junge Kuh geworfen, die, ein dumpfes Gebrüll ausstoßend, zur Erde gesunken war, während der grimmige Feind, ganz mit Blut bedeckt, die Augen wie glühende Kohlen umherrollend, sie am Hals und Nacken zerfleischte und ihr Blut trank. Er zerriß ihr die Seiten mit seinen Klauen, daß die Knochen knirschten wie unter eisernen Zangen. Bald war seine Beute getödtet und er schleppte sie ganz zerrissen dem Theil des Waldes zu, wo wir uns verborgen hielten.

Mit leiser Stimme theilte uns Taveras, der schon genannte Kamerad, welcher unsern Anführer vorstellte, seinen tollkühnen Plan mit, den Tiger zu tödten. Der wilde Nachbar war nur 30 Schritt von uns und schleppte sein Schlachtopfer immer näher dem Busche zu. Plötzlich sprang Taveras hervor, dem Tiger entgegen, und machte einen Bogen, um Platz für den Lasso zu gewinnen. Zugleich umringten drei von uns den gemeinsamen Feind in kleiner Entfernung und im selbem Augenblicke zeigten wir uns Alle am Rande des Waldes und schrieen, was wir konnten.

Während die blutdürstige Bestie einen Augenblick wählte, auf welchen sie sich stürzen sollte, benutzt Taveras den Moment, schwingt seine Waffe und schleudert sie mit geübtem Arm dem Tiger um den Hals, worauf er im Gallopp davonsprengt. Der Tiger ist gefangen, wälzt sich auf der Erde und zieht die Schlinge nur noch fester. Einer von uns, der ihm am nächsten war, springt vom Pferde, zieht sein Messer und schneidet dem wüthenden Thier eine Flechse durch. Taveras schleppt ihn immer weiter fort und schon glaubten wir Sieger zu sein, als das Pferd unseres kühnen Kameraden stürzte, der Strick des Lassos riß entzwei und unser Freund fiel mit dem Sattel zur Erde. Fast erdrosselt von der Schlinge am Halse, dicken Schaum vor dem Munde, eilt der Tiger hinkend auf drei Füßen herbei und stürzt sich dennoch mit unglaublicher Kraft auf den tapfern Taveras, der ihn auf der Erde knieend, seine Messer in der Hand, erwartete, während sein Pferd die Flucht ergriff.

Zum Glück waren wir unserm braven Kameraden dicht gefolgt und kamen noch einen Augenblick vor der wilden Bestie an, — jetzt galt es, sie anzugreifen, alle auf einmal, ohne Furcht und ohne zu weichen, sonst war es um Taveras geschehen und vielleicht um mehrere von uns.

In sechszehn Messer stürzte sich der Tiger, von denen zwei durch den Stoß zerbrachen. Seine Wuth war unbeschreiblich, er bedeckte uns mit seinem Geifer, seine Tatzen zerrissen unsere Kleider, sein Rachen schien Feuer zu speien und die Mordaugen wollten uns verschlingen — aber wir hielten aus — es gelang uns, ihm die Messer ins Auge zu stoßen — er wich zurück und in dem Augenblicke warf ihm Taveras den Mantel über den Kopf. Nun stießen wir tüchtig zu und unsere Messer trafen sein Herz. Er erhob sich nicht wieder, und in Schweiß gebadet trugen wir mit blutigen Händen unsere Beute im Triumph nach Hause.

Der Löwe.

Wenn die Sonne untergegangen und der gestirnte Himmel, wie ein blumiger Teppich über die Wüste gespannt, erscheint, dann umstreift der Löwe den Rand der Wüste. Wenn er den Kopf brüllend gegen die Erde hält, so rollt das Gebrüll darüber hin, wie ein Donner, und die Thiere der Wildniß fahren erschrocken auf. Wie sucht das glühende Auge des Panthers den Löwen, und doch meidet er ihn; der Büffel schießt brüllend und gebückten Hauptes aus dem Sumpf, und das Nilpferd taucht schnaubend in den Fluthen empor und erschrocken unter; der Elephant stürzt vorüber mit aufgehobenem Rüssel. Die Affen schwingen sich ängstlich von Ast zu Ast, und die Vögel flattern auf, wie Staub und Blätter im Wirbelwind. Nur die Schlangen, die stummen, richten sich empor, blicken über das Rohr und schlingen sich wonnig um die schwankenden Aeste. Der Löwe lauert im Gebüsch mit breitem Gesicht aus brauner Mähne hervor; da rasselt's im Laub; eine Tigerkatze schleicht vorüber; da ereilt sie der gewaltige Sprung des Löwen und wirft sie zu Boden. Er zerbeißt den Nacken des zuckenden Thieres, und legt sich neben seine Beute, und zermalmt mit stählernem Zahn die Knochen, mit zugedrücktem Auge. Ist die Mahlzeit gehalten, so schreitet er dem Strome zu, und der Geier schwirrt herab auf die verlassene Beute. Begegnet der Löwe dem Leoparden, dann schüttelt er hoch die Mähne, und zeigt mit funkelndem Auge ein blendend weißes Gebiß. Dann wendet er sich hin und her, schwingt den Schweif, und peitscht sich damit die Seiten. Nun umkreisen sie sich knurrend; der Löwe springt auf, aber der Leopard weichet gewandt zur Seite. Da richtet der Löwe sich auf, Wuth leuchtet aus seinem Blick und ein Schlag mit der mächtigen Klaue hat den Leoparden zu Boden geschmettert. Diese gewaltige Klaue ist die Waffe, der kein Thier widersteht, sie macht ihn zum König des Waldes. Er schlägt die Klaue in die Kehle des Büffels, reißt ihn nieder, und trägt ihn alsdann im Rachen davon. Kömmt ihm eine Giraffe in den Weg, so schwingt er sich auf sie, und die Angst treibt sie mit ihm in die Wüste, bis er sie zu Boden drückt. Er klammert sich an den Rüssel des Elephanten, der es vergebens versucht, ihn loszuschütteln um ihn zu zertreten; endlich bricht er erschöpft zusammen, und wird eine Beute des Gewaltigen. So kämpft er auch mit Tiger und Krokodill und wüthet sogar gegen sein eigenes Geschlecht. Nur der Mensch tritt ihm entgegen und blickt keck auf den Blitz des Auges und Gebisses, und blitzt ihm die Kugel in die stolze Brust und besiegt den König der Thiere. Aber treibt Hunger und Wuth den Löwen, dann freilich trotzt er dem Menschen, und schleicht herbei und sucht ihn im Dunkeln zu überfallen. Hat aber der Mensch den Muth, ihm mit festem, ruhigem Blicke entgegen zu stehen; dann geht der Löwe rückwärts, Schritt vor Schritt; unverwandt den Blick auf den Menschen gerichtet. Ist er sicher, dann flieht er



feig und rasch dem Dickicht zu. Hat er aber schon öfters Menschen überwunden, dann scheut er sie nicht mehr und ist ihr grausamster Verfolger. Le Vaillant erzählt, daß einst zwei Colonisten am Kap einem Löwen begegneten. Ehe sie sich zu sichern im Stande waren, stürzte er bereits auf einen derselben los, warf ihn, und hielt ihm den Arm zwischen den Zähnen, ohne denselben zu verletzen, und drückte dabei die Augen zu; endlich ließ er ihn los, packte ihn aber sogleich von Neuem. Dem Colonisten, dessen Begleiter geflohen war, dauerte dieses gefährliche Spiel zu lange; er zog in der Angst sein Messer hervor, und tauchte es in des Löwen Herzblut. Der Stoß war nicht sogleich tödtlich, und in der Wuth des Schmerzes zerriß der Löwe den Colonisten. — Um sich vor dem Angriff wilder Thiere, besonders des Löwen zu schützen, pflegen manche Reisende einen langen Stab mit sich zu führen, an dessen einem Ende ein starker Busch schwarzer Straußfedern befestigt ist. Wird der Reisende eines Löwen gewahr, so steckt er diesen befiederten Stab in die Erde, und das Thier stürzt sich sogleich mit großer Wuth auf denselben, und der Reisende bekommt Zeit, sein Leben durch die Flucht zu retten. Der africanische Wilde sucht den Löwen in der heißen Mittagszeit auf, alsdann trifft er ihn schlafend, und schnellt ihm einen vergifteten Pfeil in den Leib. Der Löwe erwacht, davon erschreckt und flieht; bis er, vom Gift überwältigt, des Todes Beute geworden.

Die Löwin ist beträchtlich kleiner als der Löwe; ihr fehlt die Mähne, die das Gesicht des Löwen umgiebt; statt derselben hat sie an der starken und breiten Brust einen großen Busch langer Haare. Was der Löwe an Stärke voraus hat, das ersetzt sie durch eine größere Behendigkeit und Geschwindigkeit. Sie ist weit lebhafter als er, und ihre Begierden sind weit heftiger als die seinigen. Am schrecklichsten ist die Löwin, so lange sie ihre Jungen säugt; und dennoch wagt es der Mensch, sich dem von ihr verlassenen Lager zu nahen, um ihr die Jungen zu rauben. Sie suchen diese gefangenen Jungen zu zähmen, das auch durch Beharrlichkeit, Gewöhnung und freundliche Behandlung wohl meist gelingt. Man sah vor Jahren den Minister des Großherrn in Constantinopel, von

einem Löwen begleitet, öfters spazieren gehn. Dieser Löwe genoß in dem Pallaste des Ministers eben so viel Freiheit, als das friedlichste und treueste Hausthier. Vor etwa 30 Jahren befand sich in der Menagerie des Museums zu Paris eine Löwin, die sehr sanft war. Man hatte sie, in einem Alter von 18 Monaten etwa, in Africa, in einem Gehölze bei Constantine, vermittelst einer Fallgrube gefangen. Als die Löwin 6 Jahr alt war, warf sie drei Junge. Die jungen Löwen sind bei ihrer Geburt nicht blind, wie die jungen Katzen, sondern genießen gleich den Vortheil des Sehens. Die Mähne wächst ihnen erst im dritten, vierten Jahr. Das Haar ist wollig, und hat noch nicht die Farbe der Alten, sondern bildet auf einem graugelben Grunde eine große Anzahl kleiner brauner Streifen, welche vorzüglich auf dem Rückgrad bis zu dem Anfang des Schwanzes gar deutlich sichtbar sind. Auch haben sie die Ohren hängend und die Klauen noch nicht aufgerichtet; beides erfolgt erst einige Monate nach der Geburt. Ist der Löwe gezähmt und seiner Freiheit beraubt, so schreitet er ungeduldig auf und nieder hinter dem Eisengitter, und brüllt den Neugierigen entgegen. Zwar schlägt er noch oft gegen das Gitter und leckt die Wände seines Käfigs hohl; tritt aber der Wärter zu ihm hinein, so läßt er sich die Hand desselben in den Rachen legen, und den Fuß sich auf den Nacken setzen. Ja, er liebkoset wohl gar ein Hündchen, das ihm in sein Verließ geworfen worden, und duldet dessen Neckereien und Launen willig. Man hat viel erzählt von des Löwen Großmuth; ich will hier mit einer Erzählung schließen, die unstreitig einen Beweis von dieser Tugend giebt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts brach ein Löwe aus dem Thiergarten des Herzogs von Toskana, und lief in den Straßen des schönen Florenz umher, und verbreitete Schrecken und Todesangst wohin er sich wandte. Eine Frau floh mit ihrem Kinde auf dem Arm; plötzlich entglitt es ihrem Mutterarm, und der Löwe, welcher ihr auf der Ferse gefolgt war, hatte es sogleich in seinem Rachen. Die Mutter, keine Gefahr kennend, als die ihres Kindes, warf sich vor dem Thier auf die Erde, und flehte in den beweglichsten Ausdrücken um das Leben ihres geliebten Kindes. Der Löwe stand und schien die Mutter mit funkelndem Blicke zu betrachten; alsdann legte er plötzlich das Kindlein unbeschädigt zu ihren Füßen, und rannte seinen Weg weiter. So besiegte die Thräne der Mutter den angebornen Blutdurst des Königs der Thiere.

* * *

Der Wärter einer Menagerie wilder Thiere zu New-York in Nordamerica ging zur Mittagszeit, wie gewöhnlich, zum Essen, in der Meinung, daß seine Sehenswürdigkeiten in ihren Käfigen wohl verwahrt wären. Es war aber nicht so. Der Käfig, welcher ein Tigerpaar verwahren sollte, war baufällig, und das wilde Paar brach aus. Es warf die blutgierigen Blicke umher, und ersah sich ein Lama zum Schmause. In demselben Augenblick war das fromme Thier auch hingewürgt, und die Tigerkatzen schlürften mit großer Behaglichkeit sein Blut. Der Wärter hatte sein Mahl verzehrt und trat, seine Cigarre rauchend, herein und sah mit Schrecken, was hier vorging. Indeß faßte er Muth und trat in den Kreis der Bestien, mit einer Schlinge versehen, die er ihnen über den Kopf werfen wollte. Aber die Tigerin bemerkte seine Absicht, und setzte sich in Positur, wie die Katze, wenn sie eine Maus erblickt. Der Wärter fühlte das Gefährliche seiner Lage, und retirirte mit großer Geistesgegenwart hinter seinen Elephanten, der von der andern Seite des Schauplatzes den Auftritt mit Gleichmuth zuzuschauen schien. Die Tigerin gab ihre Absicht nicht auf und machte einen Sprung nach dem Wärter; aber der kluge Elephant packte sie mit seinem Rüssel, und schleuderte sie an die gegenüberstehende Wand. Ein wunderlicher Tumult erhob sich plötzlich im Saal; alle Paviane und Meerkatzen rasselten die Stangen hinan; Alles schien erschreckt: nur nicht der Elephant, welcher seinen Rüssel zierlich wieder zusammenzog; und der Löwe, der in seinem Käfig, wie ein Hund, auf den Hinterbeinen saß und mit großer Würde und Gemüthsruhe drein schaute. Der Wärter kam nun hinter dem Elephanten hervor, und indem er sich seinem Rüssel näherte, murmelte er einige Worte und das Thier streckte seinen Rüssel; der Wärter setzte sich darauf und wurde in dem Augenblick auf den Rücken seines Retters gehoben. Während dies Alles geschah, hatte sich die Tigerin erholt, und machte wieder einen Sprung nach dem Wärter, aber der Elephant schleuderte sie zum zweiten Mal bis ans fernste Ende des Circus. Dieser Fall verwundete die Tigerin und sie kroch in ihren Käfig zurück. In dieser Zeit hatte auch der Tiger sich umgeschaut nach Kurzweil in der lieben, ungewohnten Freiheit; als er den Löwen gewahrte, schoß er mit großer Wuth auf dessen Käfig los and fuhr mit einer Vordertatze durch das Gitter. Aber der Löwe packte augenblicklich des Tigers Tatze mit den Zähnen und zog das Vorderbein des sich sträubenden Tigers in den Käfig. Der Wärter schwang sich sogleich von des Elephanten Rücken und warf dem Tiger die Schlinge um den Hals. Kaum war dies geschehen, als der Löwe die Beute ruhig fahren ließ, und der Wärter den Tiger

glücklich in den bis dahin noch offnen Käfig zurückschleppte. So wurde durch eine seltsame Verkettung von Umständen, in welcher der Instinct und der Rüssel des Elephanten nicht weniger, als die Zähne und Ruhe des Löwen eine wesentliche Rolle spielten, der Wärter aus den Klauen des Tigerpaars befreit.



Die Gemsen-Jagd.

Die Gemse hält sich auf den Alpen, zwischen der Schnee- und Wald-Grenze auf, zieht aber auch häufig in die Gletscher-Felder. Kömmt der Winter heran, dann zieht sie sich gern in die Wälder zurück. Sie liebt das Salz, daher besucht sie häufig diejenigen Felswände, an denen Bittersalz u. dgl. ausschwitzt. Sie lebt Familienweise beisammen, unter Anführung der ältesten Geis, welche sie bewacht und vor Gefahren warnt. Seit den letzten dreißig Jahren verlieren sie sich mehr und mehr; sonst traf man wohl, besonders auf den Alpen des Berner Oberlandes, Heerden von funfzig bis hundert Stück an. Je seltner die Thiere werden, desto stärker scheint die Lust in den Einwohnern zu werden, dieser gefährlichen Jagd obzuliegen, und das flüchtige, kühne und gewandte Wild bis in die ödesten Felsgegenden zu verfolgen, wo der ewige Schnee bis dahin noch von keinem menschlichen Fuß berührt wurde. Eigennutz kann wohl die Triebfeder zu diesem gefährlichen Vergnügen nicht sein, da man für ein ganzes Thier nur etwa 15 bis 20 Rubel bekömmt, und die Haut überdem nnr im Herbst brauchbar ist. Es ist also die Lust allein, welche den Jäger zu solcher lebensgefährlichen Jagd verleitet, und ihn den Tod, der sich dem Gemsjäger in den mannigfaltigsten Gestalten zeigt, nicht fürchten läßt. Hoch hinauf muß der verwegene Gemsjäger klimmen; er darf nicht zittern vor dem grausamen Abgrund; nicht darf er fürchten die stürzenden Sturm-Lavinen, wenn er die flüchtige Beute erreichen will. Rüstet er sich zur Jagd, so legt er in seine Jagdtasche etwas Brot und Käse und ein Fläschchen mit Kirschwasser; sodann noch ein Seil, um nöthigenfalls sich daran hinunter zu lassen; und einen Spitzhammer, der gute Dienste thut, wenn

eine Felsöffnung zu vergrößern ist, um da hindurch auf einen gefahrloseren Weg zu gelangen. Ueber die Schulter hängt er seine leichte, gut gezogene Flinte, nimmt den tüchtigen Alpenstock, der ihm beim Steigen und Springen Hülfe leistet, in die Hand, und so wandert er das steile, rauhe Gebirge fröhlich hinan. Noch ehe die Sonne aufgegangen, ist er schon in den höhern Gebirgen und durchwandert spähend die Gegend mit gespannter Aufmerksamkeit. Immer achtet er auf den Wind, der ihm entgegen wehen muß, wenn die Gemse nicht schon Viertelstunden weit die Nähe des todtbringenden Jägers wittern soll, um sich sogleich durch die Flucht zu sichern.

Er muß die Weideplätze der Gemsen aufsuchen, welche im Sommer fast in den höchsten Gipfeln der Berge sich befinden; er muß mit einem Auge die windschnelle Gemse verfolgen, und mit dem andern den Pfad betrachten, damit nicht ein Fehltritt ihn in den Abgrund hinunterschmettert. Und sicher muß er sein, daß ihn der Schwindel nicht ergreift, sonst ist er verloren. Endlich erreicht er den Weideplatz und schleicht, an die Felsen geschmiegt, leise einher, um die scheuen Thiere nicht zu verjagen. Dort auf der Klippe erblickt er schon das Thier, welches als Vorhut ausgestellt ist, um vor jeder sich zeigenden Gefahr zu warnen. Plötzlich fühlt der Jäger den Luftzug im Nacken, der ihn verrathen wird. Aber auch darauf ist er gefaßt; schnell nimmt er duftende Alpenkräuter aus dem Busen, und reibt sie, und hält sie vor sich, daß der Wind den süßen Duft der witternden Gemse entgegentrage und ihr seine Nähe verberge. Schon ist das Thier ihm in der Schußweite. Er sieht deutlich, wie es aufhorchend stutzt und die Nüstern witternd dem Winde entgegenstreckt. Das Herz schlägt fast hörbar vor Freude. Er legt an, zielt scharf — ein Druck — und das Thier stürzt. Wir schauen auf dem vor uns liegenden Bilde, wie die erschreckte Heerde der übrigen Gemsen pfeilschnell dahin flieht über das Schneefeld und über die gähnenden Felsklüfte. Der Jäger weidet nun das Thier aus, bindet alsdann die Hinterfüße desselben mit den Vorderknieen zusammen, steckt seinen Kopf zwischen dem Bauch und den Füßen durch, so daß der Leib der Gemse auf seinem Nacken und Rücken liegt, und bindet dann ihren Kopf, damit er nicht hin und her schlenkere, bei den Hörnern an ein Bein. Die Flinte liegt ihm quer über dem Leib der Gemse; und so beladen, den langen, gespitzten Alpenstock in der Hand, wandert er fröhlich den gefährlichen Pfad hinunter, zurück zur friedlichen Hütte, wo ihn die Freunde und Verwandte als glücklichen Jäger, als Sieger, jubelnd begrüßen.

Aber nicht immer geht es so glücklich. Oft verhüllen finstere Wolken ihm die liebliche Erde und verbergen ihm jeden Pfad umher, so daß er fast verzweifeln muß, je wieder in bewohnte Gegenden zurückzukehren; oder er versteigt sich auch auf eine Höhe, von der kein Rückweg ist, wo ihn der folternde Hunger aufreibt. Manchmal stürzt auch eine Lavine über ihn, und begräbt ihn in ewige Nacht; oder die verfolgte und geängstete Gemse geht wohl gar selbst auf den Jäger los, und stürzt ihn über den Abgrund. Denn, wiewohl sie nicht größer ist als eine Ziege, so wagt es doch kein starker Mann selbst, sie zu halten, wenn sie bei ihm vorbeigeht, oder gar auf ihn losstößt. Fürchterlich ist es, wenn der Jäger in eine leicht mit Schnee überwehte Eisspalte fällt, wo ihn zwischen den kalten Wänden Verschmachtung und Erstarrung langsam tödtet. Nicht alle sind so glücklich, bei einem solchen Unfall noch einen Retter zu finden, wie einer, der mir seine Geschichte erzählte, die ich hier mittheilen will. Schauet dort hin, verehrter Herr, sagte er, indem er mit der rechten Hand nach der Limmer-Alp hinwies, dort jagte ich einst mit noch zwei Gefährten einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit Schnee überdeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur folgten, sank der lockere Schnee unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in dem Eisschlund, als ich, noch meiner Sinne mächtig, Arme und Schenkel so weit als möglich ausspreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden fest, und über dem Eiswasser schwebend, erhalten konnte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesicht verloren, als sie mir angstvoll zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, Alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. Diese Freunde liefen nun, schneller als die Gemsen, zur nächsten Sennhütte, eine Meile weit, während ich, mit Armen und Schenkeln an die Felsenwände gestützt, die Füße im Eisstrom, zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Der Druck der Luft und die Kälte des Eises nagten an meinen Kräften, so daß ich, tiefer und tiefer sinkend, den nahenden Tod erwartete. Nach einigen Stunden hörte ich die Stimme der Gefährten; ich antwortete, und sie ließen mir einen, aus den Strämeln einer zerschnittenen Bettdecke zusammengeknoteten Strick herab, den ich mir mit vieler Mühe um den Leib festband. Nun zogen sie mit vereinter Kraft mich in die Höhe. Schon streckten sie die Hand nach mir aus, um die meine zu fassen, als der Strick riß, und

ich plötzlich, mit einem Theil des Strickes um den Leib, wieder in den Firn hinunterfuhr, so tief als vorher. Nun war die Noth gewachsen. Der Strick war viel kürzer geworden, und dieser zweite Fall hatte meinen linken Arm gebrochen, und ich konnte kaum das Nothwendigste zur eigenen Rettung beitragen. Allein mein Vertrauen war groß, und der Muth meiner Gefährten nicht minder. Sie schnitten die Riemen, der Breite nach, noch einmal durch, um ihnen die doppelte Länge zu geben, und warfen mir ihn zum zweiten Male hinunter. Die Hoffnung, die Lust am Leben gaben mir Kraft und Gewandheit, den Strick abermals mir um den Leib zu schlingen. Die Freunde zogen kräftig und rasch, und ich entrann dem offnen Grabe, und lag auf der Oberfläche der schönen Gottes-Erde in den hülfreichen Armen der treuesten Freunde. Der Arm heilte bald, und Jahre sind vergangen seitdem; aber kein Tag ist vergangen seitdem, daß ich nicht dieser göttlichen Hülfe dankbar gedacht. Seh' ich nun gar die Limmer-Alp, dann tritt eine Thräne in mein Auge, und ich muß laut erzählen, welch' unverdiente Gnade mir dort einst zu Theil wurde.



Der Leguan.

Der Leguan ist eine Eidechsenart und bewohnt die feuchten Gegenden des südlichen America's und Asiens, soweit in diesen Gegenden immerwährende Wärme herrscht. Auch trifft man ihn in Africa an. Seine Länge ist nicht immer gleich; bisweilen beträgt sie 5 bis 6 Fuß, d. i. so viel als ein erwachsener Mann, mei-

stens aber viel weniger. Wo der Leib am dicksten ist, mißt er einen Fuß im Umfang. Der Kopf dieses merkwürdigen Geschöpfs ist an den Seiten zusammengedrückt und oben platt; das Maul ist mit scharfen Zähnen besetzt. Augen- und Ohrenöffnungen sind groß. Vom Unterkiefer bis unter die Kehle läuft eine Art von Kamm, der aus großen, in die Höhe gerichteten Schuppen besteht und den Vordertheil des großen Kehlsacks besetzt, den das Thier nach Belieben aufblasen kann. Ein anderer gezähnter Kamm, auch aus Schuppen bestehend, zieht sich vom Scheitel längs dem Rücken bis auf einen großen Theil des Schwanzes herab. Dieser ist rund, und viel länger als der Leib. Die Füße haben 5 lange, mit starken krummen Nägeln versehene Zehen. Die Schuppen, welche den Leib bedecken, sind glatt; die Hauptfarbe ist gewöhnlich grün, mit Gelb oder einem hellern oder dunklern Blau gemischt. Bauch, Pfoten und Schwanz sind oft bunt geflammt. Jedoch ändern sich die Farben nach dem Alter, dem Geschlechte und dem Vaterlande.

Der Leguan ist ein unschädliches Thier, das von den Blüthen und Blättern der Bäume und von Erdwürmern und Insekten lebt und keinen Menschen angreift. Wird es aber zum Zorne gereizt, so funkeln seine Augen, es zischt, schüttelt den langen Schwanz, bläset den Kopf auf, sträubt die Schuppen und streckt den mit Schwielen besetzten Kopf in die Höhe. Das Weibchen, das gewöhnlich kleiner ist und schönere Farben hat, zeigt ein sanfteres Naturell und wird von seinem Männchen leidenschaftlich geliebt. Dieses vertheidigt im Frühlinge zur Zeit der Paarung seine Gefährtin mit Wuth, sobald sie in Gefahr kommt. Faßt es um diese Zeit seinen Feind mit den Zähnen, so läßt es nicht los, bis man es todtschlägt oder betäubt. Nach dem Ende der Regenzeit legt das Weibchen seine Eier, an Zahl 13 bis 15, in den Sand am Ufer des Meeres und begiebt sich in der Absicht aus seinem gewöhnlichen Aufenthalte, den Wäldern, hinweg nach den Küsten. Die Eier sind so dick, wie die Taubeneier, aber etwas länger und sollen besser als Hühnereier schmecken.

Der Leguan hält sich auf den Bäumen, auf der Erde, bisweilen auch im Wasser auf, in welchem er aber nur plump schwimmt. Auf den Zweigen der Bäume ist er desto geschickter: mit unglaublicher Behendigkeit schwingt er sich hier herum, und macht die künstlichsten Wendungen. Wenn er satt ist, so setzt er sich auf einen über das Wasser hinwegragenden Ast und ruhet aus; dann kann man ihn leicht fangen oder erlegen, weil er aus Trägheit nicht entflieht. In einigen Gegenden America's fängt man ihn in Schlingen und jagt ihn mit Hunden. Er besitzt viel Lebenskraft und kann in der Gefangenschaft einige Tage ohne Nahrung zubringen. So ein zähes Leben indeß dieses Thier auch hat, so stirbt es doch sogleich, sobald man ihm etwas Spitziges, z. B. einen Strohhalm, in die Nase steckt. Das Fleisch, besonders des Weibchens, schmeckt vortrefflich und wird in America sehr geschätzt. Bisweilen findet man dem Bezoar ähnliche Massen in dem Thiere.

Der Naturforscher Brown, welcher eine Naturgeschichte von Jamaica herausgegeben hat, erzählt, er habe einen vollkommen ausgewachsenen Leguan zwei Monate lang in seinem Hause gehabt. Bei Tage, sagt er, lag er ruhig auf einem Bette, und des Nachts lief er herum, und schien sich von kleinen Insekten zu nähren, welche in die Luft herumflogen.

Die Abbildung, die wir hier liefern, ist nach der Zeichnung des berühmten Naturforschers Seba gemacht. Ein ausgestopftes Exemplar findet man im Museum der Naturgeschichte zu Paris, das vier Fuß lang ist; kleinere finden sich in den meisten naturhistorischen Sammlungen.

Die Pfeffer-Vögel.

Der Pfeffervogel, Tukan, Pfefferfraß, Pfefferfresser, lebt da, wo der Pfeffer wächst, wohin wir manchmal Jemand wünschen, der uns gerade im Wege ist. Er wohnt nämlich in Südamerica und man trifft ihn blos innerhalb der beiden Wendekreise an, da er gar keine Kälte vertragen kann. Er zeichnet sich durch seinen großen, unproportionirten, gewölbten, oben rachenförmigen und am Ende gebogenen Schnabel aus, welcher hohl, sehr leicht und an den Rändern mit nicht entsprechenden, sägezahnartigen Einschnitten versehen ist. Die Nasenlöcher sind so klein, daß man sie kaum sieht, und rund, dicht am Kopfe befindlich; bei vielen liegen sie unter den Federn versteckt. Die Zunge ist lang, schmal und an den Rändern befiedert. Von den Zehen stehen zwei nach vorne, und zwei nach hinten.

Wegen des großen Schnabels, der bei einigen länger als der ganze Leib ist, haben die Vögel ein einfältiges Ansehen, wie Ihr besonders an dem schwarzen, Nr. 4, bemerken könnt. So sonderbar uns der Schnabel vorkommt und so auffallend die Zunge auch ist, so entsprechen beide wahrscheinlich doch der



Lebensart dieser Vögel; denn man kann mit Recht annehmen, daß in der Natur Alles zweckmäßig eingerichtet und weder etwas Ueberflüssiges ist, noch etwas fehlt, was zur Erhaltung des Lebens eines Thieres erforderlich ist. Der Schnabel des Pfeffervogels ist ungemein leicht und so dünn, daß er jedem Fingerdrucke nachgiebt; daher dient er weder zur Vertheidigung, noch als Werkzeug, seine Nahrung zu zer-

stückeln, welche diese Vögel vielmehr ganz hinunterschlucken. Nr 2 will eben einen bunten Schmetterling fangen, während Nr. 1 und 3 mit ihren großen Schnäbeln beide gierig nach etwas schnappen, man weiß nicht wornach, wenns nicht die Frucht oder Samenkapsel vor ihnen ist. Es wird wohl der Pfeffer sein. Ihre Beine sind nicht zum Gehen eingerichtet, sie dienen ihnen vielmehr zum Klettern und zum Anhalten an den Baumzweigen. Das Hüpfen der Pfeffervögel ist ungeschickt. Sie leben sehr gesellschaftlich, und halten sich in kleinen Schaaren von 12 bis 16 beisammen auf. Ihr Flug ist schwerfällig und langsam, aber hoch. Sie sitzen gern auf den Wipfeln hoher Bäume und machen da sehr lebhafte Bewegungen und einen gewaltigen Lärm.

Die Pfeffervögel sind eigentlich keine Zug-, sondern Strichvögel, welche stets aus eine Gegend in die andere ziehen, wo sie Nahrung finden; diese besteht aus allerhand Früchten, besonders von Palmen. Sie lassen sich leicht zähmen und fressen in der Gefangenschaft auch Brod, Fische und fast Alles, was man ihnen hinwirft. Mit der Spitze des Schnabels fassen sie die Nahrungsmittel an, werfen sie in die Höhe und fangen sie auf. Wie schon oben erwähnt, sind sie gegen die Kälte äußerst empfindlich und suchen sich selbst in heißen Himmelsstrichen gegen die kühlen Nächte zu verwahren; wenigstens hat man gezähmte Tukan's selbst in ihrem Vaterlande Stroh und dergleichen zusammentragen sehen, um sich davon ein Nest zu machen und dem Anscheine nach die kühle Erde zu vermeiden. Ihr Fleisch ist schwarz, ziemlich hart, aber dennoch genießbar.

Die Farbe der verschiedenen Arten von Pfeffervögeln ist abweichend, aber im Ganzen schön. Bei einigen ist die Brust schön orangefarbig, bei andern schwarz. Ihre schönen Federn werden von den Frauen in Brasilien und Peru zum Schmuck getragen.

Unter den Pfeffervögeln giebt es eine Art, welche man den Prediger (ramphastos picatus) nennt, dem man diesen Namen deshalb gegeben hat, weil er sich über seine Gesellschafter, wenn diese schlafen, auf den Gipfel des Baumes zu setzen und ein Geschrei zu machen pflegt, welches aus schlecht artikulirten Tönen zu bestehen scheint. Der Vogel soll dabei den Kopf von einer Seite zur andern drehen, um die Raubvögel zu beobachten, und es sieht eben so aus, als wenn ein Redner sich rechts und links zu seinen Zuhörern wendet. Den schwarzen möchte ich wohl so predigen sehen.

Die Paradies-Vögel.

Wenige Thiere mögen ein so eingeschränktes Vaterland haben, als diese ausgezeichnet schönen und wunderbar gestalteten Vögel; denn nach den sorgfältigsten Beobachtungen sind sie nur in Neu-Guinea, einer ziemlich großen, zu Australien gehörigen Insel, zu Hause. Aber wohl fliegen die Paradiesvögel, wenn sie nicht brüten, bisweilen auf benachbarte Inseln der Südsee hinüber, besonders nach den Molucken, wo man sie daher gleichfalls fängt, da sie von dem dortigen starken Gewürzdufte oft gleichsam betäubt werden. Außer dem berühmten deutschen Gelehrten Forster, der genauere Nachricht über diese wenig bekannten Thiere in seiner indischen Zoologie gab, haben in neuerer Zeit besonders einige französische Naturforscher, z. E. Levaillant, Audebert, und vorzüglich Guimard, die Naturgeschichte derselben in genügenderes Licht gesetzt. In früheren Zeiten trug man sich mit den seltsamsten und lächerlichsten Fabeln in Betreff dieser Vögel. Man glaubte unter andern, daß sie sich nie auf einen Baum oder sonst auf die Erde setzten, sondern immer nur, bei Tage und bei Nacht, sanft in der Luft einherschwebten, auch keine andere Nahrung genössen, als die balsamischen Theile eben dieser Luft, und den feinsten Duft des von den mannigfaltigen Blumen aufsteigenden Morgenthaues. Eben deswegen hielt man sie gleichsam für würdig, dem Paradiese anzugehören, als dem schönsten Aufenthaltsorte, der jemals auf Erden gewesen ist, und benannte sie darnach; auch glaubte man, sie könnten nicht sterben, wenn sie nicht gewaltsam getödtet würden. Man bewies ihr stetes Schweben in der Luft unter andern theils aus den langen zum Fortgetragenwerden recht geeigneten Federn, theils daraus, daß sie keine Füße hätten. Die wenigen Exemplare, die sich in früherer Zeit als große Seltenheiten in fürstlichen Naturalienkabinetten vorfanden, hatten auch wirklich immer die letzterwähnte Beschaffenheit. Allein später angestellte Untersuchungen haben gezeigt, daß die Papu's oder wilden Bewohner von Neu-Guinea diesen Thieren die Füße abzuschneiden pflegen, wenn sie dieselben verkaufen, und daß auch an den in den europäischen Sammlungen befindlichen die offenbaren Spuren der Beine in jener vorgefaßten Meinung bisher übersehen worden waren. Man braucht die Paradiesvögel wegen ihres bewunderungswürdig schönen Gefieders in Indien zum Putze; und auch in Europa haben sie eine Zeitlang zum Kopfschmucke der Damen gedient. Um die



Schönheit der Federn zu schonen, pflegt man die Paradiesvögel mit stumpfen Bolzen zu schießen. Sonst sind sie keineswegs so zart, als man ehedem glaubte; ihre Füße und Flügel sind recht stark und kräftig; auch zeigen sie sich bei ihrer Jagd nach Insecten rasch genug, und fliegen, wenn sie sich an diesen oder an Baumfrüchten gesättigt haben, oft bis auf die obersten Gipfel der dortigen hohen Bäume. Nur bei übler Witterung thun sie das Letztere nicht gern; auch fliegen sie bei starkem Winde immer gegen den Wind,

weil dieser sonst ihre langen Federn emporsträuben oder brechen, und ihnen dadurch die unangenehmsten Empfindungen verursachen würde. Gegen andere Vögel vertheidigen sie sich mit einem Muthe und einer Heftigkeit, die man ihnen durchaus nicht zutrauen sollte, und brauchen dabei Schnabel und Klauen gleich wacker. Man rechnet sie zu den krähenartigen Vögeln. Von den hier abgebildeten Arten ist Nr. 1 der bekannteste, nämlich der gemeine Paradiesvogel oder Smaragdparadiesvogel. Er hat ein außerordentlich prachtvolles, doch mehr ins Braune als ins Grüne spielendes Gefieder, und zwei dünne, lange Schwungfedern an den Flügeln, die kahl sind, und nur an den Spitzen eine Art von Fahne haben. — Nr. 2, der goldene Paradiesvogel, hat sechs pfeilförmige Federn als Kopfschmuck, die ihm ein ganz eigenes Ansehn geben. — Nr. 3, der unvergleichliche Paradiesvogel, zeichnet sich durch einen stark gehaubten Kopf, ein besonders zierliches Auge, und eine Art Pfauenschwanz aus, so wie Nr. 4, der dunkle Paradiesvogel, durch viele lange, kahle Schwungfedern, und einen dichten Halskragen. Doch sie alle möchten wohl an seltsamen Ansehn von Nr. 5 übertroffen werden, welcher der prächtige Paradiesvogel genannt wird, und nicht nur einen zweitheiligen, zugespitzten Kragen vor der Brust, sondern auch einen wunderlichen fächerartigen Schmuck auf dem Rücken hat, der fast eine zweite Art von Flügeln bildet, was um so merkwürdiger ist, da man ehedem diesen Vögeln auch die Flügel ganz und gar hat absprechen wollen. Die gewöhnliche Größe der Paradiesvögel ist die einer jungen Taube; aber durch die dicken und langen Bauchfedern sehen sie bei weitem größer aus. Ihre ehemalige außerordentliche Seltenheit hat sie sprichwörtlich gemacht, so daß man seltene Dinge mit Paradiesvögeln zu vergleichen pflegte. Man kennt neun Gattungen dieses Vogelgeschlechts, unter welchen die abgebildeten wohl die schönsten sein möchten.

Der Condor oder Greifgeier.

Der hier abgebildete Vogel, Condor, Kuntur, oder Greifgeier genannt, ist der größte unter allen bis jetzt bekannten flugfähigen Vögeln. Man behauptet, daß er mit ausgespannten Flügeln ungefähr 15 Fuß breit sei; ja, man wollte ihn früher sogar noch größer gesehn haben. Möge es auch immerhin sein, daß so außerordentlich große Greifgeier jetzt nur höchst selten gefunden werden, wie denn auch unter andern der berühmte Reisende, Herr v. Humboldt, ihn jederzeit viel kleiner erblickt hat: so scheint ihn dennoch jener Vorzug an Größe vor allen übrigen Vögeln durchaus nicht abgesprochen werden zu können, indem der sonst wol größere Strauß nur ein Laufvogel ist, und nie fliegen kann. Im Allgemeinen läßt sich wol nach den Nachrichten der besten Naturforscher annehmen, daß er, dem Leibe nach, etwa zwei Mal so groß als der Goldadler sei. Er lebt im westlichen Südamerica, besonders in Peru und Chili. Nach der Abbildung, die uns Herr von Humboldt selbst von diesem Vogel gegeben hat, ist die eigenthümliche Hervorragung oder der Kamm auf dem Kopfe wol noch um etwas höher, als er auf unserm Bilde erscheint, und es sind auch unter dem Schnabel die Fleischlappen etwas mehr herunterhängend, ungefähr wie bei unsern Hühnern. Der ungefiederte Kopf ist bis zu dem Federkragen überall bräunlichroth, und nur die stark gekrümmte Schnabelspitze schön weiß. Der Halskragen, in welchen er den Kopf einziehen kann, ist ebenfalls weiß, so wie die Mitte der Flügel; nach den Spitzen zu sind diese mehr grau schattirt. Die stärksten Federposen darin sind beinahe fingersdick, und überaus hart. Seine ganze Federbekleidung ist überhaupt so stark und dicht, daß Flintenkugeln häufig davon abprallen. Der Leib hat, besonders nach dem Rücken zu, eine glänzend schwarze Farbe, und die außerordentlich starken Beine sehen unten, wo sie nackt und schuppig sind, blau aus. Er hält sich in den höchsten Gebirgsgegenden der Cordilleras auf, wo kein anderes Thier hinkommen kann, und fliegt von da noch weit über die Wolken empor, um mit seinen scharfen Augen sich nach Beute umzusehn, auf die er dann wie ein Blitz hinabschießt. Ein Nest macht er gar nicht, sondern legt seine Eier nur so auf den kahlen Felsen an einer schicklichen Stelle hin, weil er ohnehin sicher ist, daß ihm Niemand so leicht darüber gerathen kann. Die Mutter ist auch groß genug, um sie gehörig warm halten zu können. Des Condors liebster Fraß sind lebendige, ziemlich große Säugethiere der americanischen Gebirgsgegenden, als Hirsche, Vicunna's, Guanaco's, und ähnliche. Er jagt ihnen nach, setzt sich auf sie, und hackt sie so lange mit seinem fürchterlichen Schnabel, bis sie vom Blutverlust und aus Ermattung hinstürzen, und er sie dann vollends umbringen kann. Hat er keine lebendigen Thiere, so nimmt er auch mit Aas vorlieb, so daß die Condors z. E. oft auf todten Pferden in Menge sitzen. Durch Aas lockt man sie auch von ihren Felsen herunter.



Der Condor oder Greifgeier.

Vermittelst ihres scharfen Geruches wittern sie es sogleich, und fressen sich dann oft so unmäßig voll, daß sie nicht mehr Kraft zum Fliegen haben. Alsdann werfen ihnen die Americaner Schlingen über, und schlagen sie mit großen Knitteln todt. Sie suchen sich freilich wol dagegen zu wehren, können aber nichts ausrichten. So macht denn leider die Unmäßigkeit oft auch den Stärksten schwach! — Recht ist es andererseits gewiß nicht von seinen Verfolgern, daß sie, wie man erzählt, ihn beim Tödten aus Aerger noch besonders zu quälen suchen. Ein überwundener Feind ist, auch wenn man ihm das Leben läßt, immer schlimm genug dran; und Großmuth hat von jeher noch jeden Sieger geehrt. Im Nothfalle sollen die Condors auch mit von der See ausgeworfenen Fischen vorlieb nehmen. Selbst können sie diese nicht fangen. Ob sie bisweilen Kinder in die Luft führen, ist zwar nicht gewiß, doch keineswegs unwahrscheinlich, da dies ja schon der viel kleinere Lämmergeier in Europa und in andern Erdtheilen ganz unbezweifelt thut. Von diesen und ähnlichen großen Raubvögeln hat man beglaubigte Nachrichten in Menge über einen solchen Kinderraub. Schon im grauen Alterthume trug man sich mit dergleichen; und eine ausgezeichnete Schriftstellerin unserer Zeit hat uns eine schöne Erzählung geliefert, deren ganzer Inhalt sich auf eine wahre Begebenheit dieser Art bezieht. Die bekannte Redensart: hol' dich der Geier! muß ferner doch auch ihren ganz guten Grund haben. Wenn nun aber andere kleinere Geierarten dergleichen unternehmen, so kann man es kaum wagen, dem Condor solches gänzlich abzusprechen, wenn man gleich nur selten ein Beispiel erlebt hat. Man erzählte sogar früher, daß die Americaner aus einer Art klebrigen und schweren Thones gerade eine Kinderfigur nachgebildet hätten, um den Condor anzulocken, und daß der Vogel diese dann gewöhnlich mit solcher Wuth angefallen habe, daß er seine Klauen nicht wieder aus dem zähen Klumpen habe zurückziehen können, demnach also ohne Rettung durch seine Gier in Gefangenschaft gerathen sei. Dies ist nun wol etwas schwer zu glauben, da doch der Condor eine so unge-

mein große Stärke besitzt. Der Puma, Cuguar, oder americanische Löwe ist ein ziemlich ansehnliches und sehr wildes Thier, das sich gewiß aus Leibeskräften vertheidigen wird; allein zwei Condors werden jederzeit mit ihm ganz bequem fertig. Die Condors haben bei dem Umbringen dieser und anderer ähnlicher Thiere gewöhnlich ein ganz eignes und sehr grausames Verfahren. Wenn nämlich das von ihnen gehetzte Thier endlich hinstürzt, und ihm die Zunge aus dem Halse hängt, so reißen sie ihm sogleich diese, und sodann auch die beiden Augen aus. Diese Theile scheinen ihnen gleichsam besondere Leckerbissen; und erst nach dem Verschlingen derselben hacken sie ihrem Opfer den Leib auf, um die Eingeweide zu fressen. Aber — wie gesagt — gewöhnlich werden sie dann auch so träge, daß ihr eigner Tod die Strafe ihrer Mordgier wird, weil fast immer Auflaurer in der Nähe sind. Können sie sich schnell durch Erbrechen von ihrem übermäßigen Fraße befreien, so gelingt es ihnen bisweilen, zu entkommen. Gefangen darf man sie nicht lange halten, weil sie nach ihrer anfänglichen Muthlosigkeit bald wieder wild werden. — Es ist fast unglaublich, wie zähe ihr Leben ist. Einer wurde einmal, da man ihn durchaus nicht anders tödten konnte, mit einem Stricke um den Hals gewürgt, dann aufgehängt, und noch dazu bei den Beinen tüchtig angezogen; aber siehe da! kaum hatte man dem endlich für todt Gehaltenen seinen Strick und die Fußbande abgenommen, so sprang er plötzlich wieder auf, und marschirte ungeachtet jener gräulichen Execution so trotzig umher, daß Alles in Angst und Schrecken gerieth. Ganz nah schoß man nun Pistolenkugeln auf die verwundbarsten Theile seines Körpers ab. Das Blut rieselte ihm aus mehreren, gewiß sehr schmerzhaften Wunden, und dennoch fiel er immer nicht um. Von einem Beine prallte die Kugel zurück, ohne ihn weiter Schaden zu thun. So hat ein solcher Vogel schon bisweilen zehn Kugeln ausgehalten, ohne daß man ihn hat herunterbringen können. In der That, ein ganzer Held! Allen Respect vor dem Gewaltigen! — ich mach's ihm nicht nach.

Der gemeine Pelikan oder die Kropfgans.

Dieser merkwürdige Vogel wird auch im südlichen Rußland gefunden, besonders am kaspischen Meere, und an einigen andern benachbarten Seen. Außerdem lebt er in den wärmeren Ländern aller Erdtheile, besonders häufig in Kleinasien. Selbst nach Deutschland verirren sich mitunter einzelne Pelikane. Wenn er gehörig auswächst, so ist der Pelikan viel größer als ein Schwan, bisweilen wol doppelt so groß, so daß er eine Länge von mehr als drei Ellen erreicht, und überhaupt wol der größte bekannte Schwimmvogel sein möchte. Wir sehen ihn indessen mitunter kaum halb so groß. Seine Hauptfarbe ist ein schönes Blaßroth, welches sich aber im Winter in Weiß verändert. Die Flügel sind grau, und an den längsten Schwungfedern schwarz. Der Schnabel dieses Thieres fällt sehr durch seine Länge und Breite auf, so daß man gleich sieht, es müsse mit demselben eine ganz besondere Bewandtniß haben. Er ist oben grau, in der Mitte gelblich, und nach der Spitze zu, wo er am obern Theile einen krummen Haken hat, roth. Wenn der Vogel ihn öffnet, so bemerkt man sogleich, daß der Untertheil dieses Schnabels mit einem großen häutigen Sacke verbunden ist, den der Pelikan nach Gefallen ausdehnen kann, und von welchem er eben den Namen Kropfgans erhalten hat. Wenn dieser Sack am Schnabel anliegt, ist er nicht viel zu sehen; ausgedehnt aber ist er größer, als ein Menschenkopf, und kann über dreißig Pfund Wasser fassen. Er hat eine gelbliche Farbe. Der Pelikan benutzt ihn auf verschiedene Weise. Wenn er sein Nest in Felsenlöchern gemacht hat (gewöhnlich legt er es in Ufererde oder Sand an) und die Jungen schon ausgekrochen sind, so schleppt er oft in seinem Kropfbeutel eine so große Menge Wasser hinein, daß vorbeiziehende Kameele, wenn sie es finden, sich ziemlich satt trinken können. Außerdem aber trägt er seinen Jungen Nahrung in diesem Sacke zu, und läßt sie daraus wie aus einer Schüssel fressen, indem er den Schnabel weit aufsperrt. Da nun diese Nahrung gewöhnlich aus zerrissenen blutigen Fischen oder Mäusen, und ähnlichen kleinen Thieren besteht, und das Blut derselben oft längs den Federn der alten und jungen Pelikane beim Futtern herunterläuft, so glaubte man früher, der Pelikan risse sich die Brust auf, um nur seine Jungen zu pflegen, und hielt ihn für ein Sinnbild der zärtlichsten Mutterliebe. Selbst die bekannte Redensart: ich möchte mein Herzblut für meine Kinder hergeben! haben einige vom Pelikan herleiten wollen. Auf der Abbildung sieht man einen fliegenden Pelikan reiche Nahrung im gefüllten Kropfsacke heimbringen, und einen andern stehenden noch einen Fisch zerbeißen, um ihn dem schon vorhandenen Vorrathe beizufügen. Der zweite stehende mag schon satt sein, wie seine wohlgefällige und zufriedene Stellung, so wie der zu-



Der gemeine Pelikan oder die Kropfgans.

sammengeklappte Beutel anzeigt. Der schwimmende Pelikan hält einen so eben gefangenen Fisch im Schnabel. Uebrigens können die ausgewachsenen Pelikane ganz erstaunlich viel fressen, und selbst eine Zeitlang sich einigen Fraß im Sacke aufbewahren. So schwerfällig sie aussehen, so fangen sie doch die Fische mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit; auch fliegen sie ziemlich rasch; dagegen ist ihr Gang wackelnd, wie gewöhnlich bei den Schwimmvögeln. Das Weibchen legt nur zwei bis fünf Eier von weißer Farbe, und brütet etwa vier Wochen. Das Geschrei des Pelikans ist sehr widerlich, und gleicht dem Geschrei eines Esels; daher hat er auch im Lateinischen einen Beinahmen, der so viel als Eselsgeschrei bedeutet. Die jungen Pelikane kann man essen, obgleich sie keinen besondern Geschmack haben. Die Haut mit den daran hängenden Federn benutzt man, wie das sogenannte Schwanenfell, zu Kleidungsstücken, und die zarteren Federn oder Daunen dienen zu guten Betten. Sogar den Schnabelsack hat man zu Kleidungsstücken und mehr noch zu Beuteln angewandt. Wenn letztere immer voll blieben, so daß einer seine Jungen daraus gehörig füttern könnte, so möchten sie bald sehr gesucht werden. — Die Pelikane gehören zu den Zugvögeln. In Rußland leben außer dem genannten noch mehrere andere Pelikane; einige Gattungen findet man sogar bis nach Kamtschatka hinauf. Von einer Art Pelikane in Kalifornien, vermuthlich der hier beschriebenen und abgebildeten Kropfgans, erzählt ein Reisender, daß, wenn eines dieser Thiere krank wird, und nicht von der Stelle gehn kann, um seine Nahrung zu suchen, oder überhaupt zu schwach dazu ist, es von den andern auf das sorgfältigste verpflegt und mit reichlichem Futter versehn werde. Ein Missionair fand einmal einen solchen mißhandelten Vogel, der an einen Faden angebunden und dem außerdem noch ein Flügel zerbrochen war. Rund um den armen Gefangenen lagen Fische in Menge, die andere Pelikane ihm im Kropfe und Schnabel zugetragen hatten, und es war recht rührend anzusehn, wie sie sich so eifrig um den armen Leidenden bemühten. So mancher unempfindliche Mensch kann Mitleid und Erbarmen selbst von den Thieren lernen, und durch sie beschämt werden! Je-

ner Pelikan war indessen auch nicht etwa aus bloßem boshaften Muthwillen angebunden worden. Die Wilden thun dies vielmehr oft, um aus der mitleidigen Geschäftigkeit der übrigen Nutzen zu ziehen. Sie behalten nämlich die herbeigetragenen Fische für sich selbst, und geben dem Pelikan, der sie ihnen verschafft, nur so viel, als ihnen eben gut und nöthig dünkt.



Der Wallfisch und die Wallfischjagd.

Welch' ein schreckenerregender Auftritt stellt sich unsern Augen auf diesem Bilde dar! Ein hoch in die Luft geschleudertes und umgekehrtes Boot, das eben im Begriff ist, in das aufschäumende Wasser zurückzustürzen, und das vielleicht sogleich noch zum zweiten Male eine so gewaltsame Luftreise machen wird! Aus dem Boote fallen mehrere an langen, mitunter zusammengerollten Seilen befestigte Spieße, eine Bootsflagge, Ruder und Menschen herab. Mehrere der letzteren liegen schon im Wasser, und scheinen nur so eben von dem ungeheuern Falle wieder plötzlich aus den widerstrebenden Wogen aufgetaucht zu sein, ohne einmal in der Betäubung recht zu wissen, was denn eigentlich mit ihnen vorgegangen sei. Den sich im Boote Anklammernden möchte es vielleicht noch schlimmer gehn, als diesen, wenn das Fahrzeug so verkehrt ins Wasser herunterkommen sollte; man mag kaum daran denken! Den Leuten in den andern Böten sieht man gleichfalls die größte Bestürzung an; man glaubt sie mit den Verunglückten schreien zu hören. Auf dem Schiffe dahinten, bei dem großen Eisberge, von welchem aus alle diese kleineren Fahrzeuge abgeschickt worden sind, wird es gewiß auch nicht so ruhig hergehen, wie es hier in der Entfernung scheint. Und wer verursacht denn all' dies Geschrei, dies Getümmel, diese Verwirrung und Noth? — Es ist der große schwarze Fleischberg da unten, den man fast für eine wunderlich gestaltete Klippe im Meere halten könnte, wenn nicht der hervorragende, von Schaum umgebene Schwanz, der gewaltig aufspritzende Wasserstrom am andern Ende, und rings umher die geräuschvolle und kräftige Bewegung dieses Unheilstifters es genugsam anzeigten, daß es vielmehr ein großes Thier sei, welches hier die Seefahrer und

die See selbst in solch' einen unnatürlichen Zustand versetzt. — Die Naturkundigen bezeichnen dies Thier, um es von andern ähnlichen aus der Ordnung der sogenannten Cetaceen zu unterscheiden, mit dem Namen des eigentlichen oder gemeinen Wallfisches; auch nennt man ihn wohl den grönländischen Wallfisch, weil er am häufigsten in demjenigen Theile des nördlichen Eismeeres gefunden wird, welcher in der Nähe von Grönland und Spitzbergen befindlich ist. Allein nicht blos um den Nordpol, sondern auch um den Südpol herum hält sich dieses merkwürdige Thier auf, und soll gar in einigen Gegenden der südlichen Erdhälfte als eine Gottheit verehrt werden, wenn es sich unerwartet zeigt; wie denn überhaupt große und furchtbare Thiere leicht bei wilden Völkern zu solcher Ehre kommen, da diese noch keinen Unterschied zwischen Geschöpf und Schöpfer zu machen wissen. Bisweilen, aber selten nur, ziehen sich einzelne Wallfische nach den wärmeren Gewässern. Bei Rußland wird der Wallfisch sowohl im nördlichen, als im östlichen Ocean gesehn, und zwar oft von ganz außerordentlicher Größe, bis 108 und mehr Fuß lang. Es ist durchaus ein Irrthum, daß man nie größere Wallfische erblicke, als höchstens von 60 Fuß, obgleich dies ein sonst glaubwürdiger und wackerer Mann behauptet, nämlich der Engländer Scoresby, der selbst auf den Wallfischfang ausgezogen ist, und über 300 Stück gefangen hat. Denn in den Meeren, wo man den Wallfisch fortwährend aufsucht und wegfängt, kann er allerdings nie zum gehörigen Auswachsen kommen; aber im Eismeere an den Nordküsten Rußlands wird er nicht gestört oder früh getödtet, weil die sehr beschwerliche Schifffahrt und das Klima dort die Wallfischjagd weit mehr hindern, und nur dann etwa einer sein Leben einzubüßen pflegt, wenn ihn das Meer in eine Bucht wirft, aus der das plumpe Ungeheuer nachher nicht wieder den Rückweg zu finden weiß. Demnach erreichen die Wallfische in diesen Gegenden leicht eine Länge, welche die der grönländischen weit übertrifft. Nur das ist übertrieben, daß, wie ältere Bücher berichten, diese Länge bis auf mehrere hundert Fuß gehen könne.

Woher der Name des Wallfisches rührt, ist unbekannt. Einige leiten ihn von den Wellen, Andere von dem lateinischen Namen des Thieres, Balaena, her. Am wahrscheinlichsten ist es wol, daß er von dem norwegischen Worte Hval stamme, welches Wallfisch bedeutet, und unter andern auch in den Wörtern Wallroß und Narwall oder Narwhal vorkommt.

Der Wallfisch hat eine verhältnißmäßige Dicke von 40 bis 50 Fuß, und nur kleine Augen, wie etwa die von einem großen Ochsen, mit starken Wimpern und einer Art Augenbraunen. Oben auf dem Kopfe befindet sich gleichsam eine Art Nase, nämlich zwei starke Nasenlöcher oder Luftröhren, durch die er Athem holt, und die bei großen Thieren gegen drei Viertelellen breit sind. Aus diesen Löchern stößt der Wallfisch schnaubend einen dichten Wasserdampf in die Höhe, und, wenn sie unter dem Wasser sind, auch mit vielem Geräusche einen starken Wasserstrahl. Auf der Abbildung sieht man nur einen einzigen solchen Strahl, weil der aufgereizte, verwundete Wallfisch das andere Nasenloch mehr nach unten gewandt hat, weshalb auch dort das Wasser aufwallend sprudelt. Das Geräusch der aufgeworfenen Wasserströme hört man sehr weit. Wenn aber viele Wallfische auf der Oberfläche des Meeres ruhig neben einander liegen, so daß nur Dampf aus den Blaselöchern aufsteigt, so sieht dies fast den rauchenden Schornsteinen einer fernen Stadt ähnlich.

Das Gesicht des Wallfisches scheint ungeachtet der Kleinheit seiner Augen recht scharf zu sein; aber desto stumpfer ist wol sein Gehör, und die Gehörwerkzeuge sind überhaupt sehr unvollkommen. Deshalb können sich auch die Schiffer ohne Gefahr ziemlich nahe an ihn wagen, so lange sie ihm noch keine Wunde beigebracht haben.

Er bewegt sich vornehmlich mit Hülfe des starken, dicken und breiten Schwanzes, so wie der ungeheuren Flossen. Diese letzteren sind deshalb sehr merkwürdig, weil sie in ihrem inneren Baue keineswegs wie Fischflossen gestaltet sind, sondern vielmehr die größte Aehnlichkeit mit einer riesenhaften Hand, oder eigentlich mit einem nicht ganz ausgebildeten Arme haben. Sie können 9 und mehr Fuß lang werden, und ungefähr halb so breit. Das Thier kann sie ungeachtet ihrer Schwere durch seine starke Muskelkraft recht schnell bewegen, und rudert gleichsam damit. Im Schwanze hat es eine unglaubliche Stärke. Der auf unserm Bilde dargestellte Auftritt wurde bei einem Wallfischfange blos dadurch hervorgebracht, daß der schmerzlich verwundete Wallfisch mit einem heftigen Schlage seines Schwanzes das Boot von unten traf, und es so in die Luft schleuderte, wobei es durch einen Seitenschwung sich umwenden mußte.

Aeußerst merkwürdig ist auch das Maul dieses Seeungeheuers. Es ist von einer so entsetzlichen Größe, daß man, wenn das Thier getödtet ist, dieses Maul mit Balken aufspreizt, und dann mit einem Boote darin herumfährt. Die Höhe beträgt fast zwei Klafter, und man könnte eine ziemliche Gesellschaft darin bewirthen, auch wol gar einen Ball ver-

anstalten. Unten liegt die Zunge, einige tausend Pfund schwer, und eigentlich nur ein gewaltiges Stück Speck, woraus man bisweilen 15 und mehr Tonnen Thran durchs Ausschmelzen gewinnt, da sie fast ganz wie ein Oel zergeht. Sie ist beinahe völlig unbeweglich. Hinten im Maule ist die Kehle, die nicht größer ist, als eine gute Obertasse, so daß man kaum eine Faust durchbringen kann. Daher vermag der Wallfisch nur kleine Thiere hinunterzuschlucken, als kleine Fische, oder allerlei schlüpfrige Seegewürme. Selbst mit dem Heringe soll es ihm schon nicht recht gelingen. Wer begreift hier die Absicht Gottes, der einem so großen Thiere doch nur einen so kleinen Schlund gab? Es scheint nach Obigem, als ob der, thierische Theile enthaltende Seeschlamm die Hauptnahrung des Wallfisches ausmache. Uebrigens bleibt vieles Seegewürm beim Einschlucken des Wassers zwischen seinen gar seltenen Zähnen hängen. Diese Zähne, Baarten, Barten, oder auch Fischbein genannt, stehen im Oberkiefer alle in der Quere, oder mit der breiten Fläche neben einander, sind am dicken Ende hohl, und nach vorn zu ganz mit einer Art von Haaren besetzt, so daß man vom Wallfisch mit vollerem Rechte sagen kann, wie von manchem großmäuligen und schnurbärtigen Prahlhans: er habe Haare auf den Zähnen. Und obgleich er so wenig, oder eigentlich nichts zu beißen hat, so weiset er dennoch desto mehr Zähne auf; denn ein recht großer soll wol 700 haben. In der Mitte stehn die längsten, bis 15 Fuß und drüber lang. Man gewinnt von ihnen das beste Fischbein, dessen mannigfaltiger Gebrauch bekannt genug ist.

Der Wallfisch hat ein dickes Fell, meist schwarz und weiß marmorirt, und keineswegs ganz kahl, sondern hin und wieder dünn behaart, auch außerdem mit Muscheln, Korallen und Seepflanzen bewachsen. Unter demselben liegt der dicke Speck, aus dem man Thran brennt, und der den Hauptnutzen des Wallfisches ausmacht, wol bis drei Viertelellen hoch. Ein guter Schutz gegen die Kälte jener Gegenden! Das zähe Fleisch der jungen Thiere wird von den Grönländern gegessen. Die großen Knochen braucht man zum Bauen, und zeigt sie wol hin und wieder als Knochen von riesenhaften Menschen der alten Zeit. Aus den Knochen der Unterkinnlade macht man in Grönland, selbst hin und wieder in den Niederlanden, Pforten und Kirchenbänke. Die Bewohner der aleutischen Inseln bereiten sich aus den Gedärmen Kleidungsstücke, und aus der Haut starke Stiefel. Ein großer Wallfisch wird von den Fängern auf etwa 5000 Silberrubel nach russischem Gelde tarirt.

Selbst nach unserer Abbildung, wo man doch nicht die ganze Gestalt des Thieres sieht, sollte man nicht im Geringsten daran zweifeln, daß es ein völliger Fisch sei. Dennoch ist es eigentlich ein Säugethier. Es hat nämlich rothes warmes Blut, bekommt ein lebendiges Junges, das wol sechs und mehr Ellen lang ist, und nährt dasselbe mit Milch aus ordentlichen Brüsten etwa zwei Jahre hindurch. Die Mutter liebt ihren ansehnlichen Säugling auf das allerzärtlichste, und wagt oft kühn ihr Leben, ehe sie ihm etwas zu Leide thun läßt. So fehlt auch den Thieren im kalten Eismeere die warme Mutterliebe nicht!

Ob es wahr sei, daß der Wallfisch sehr stark brülle, ist ungewiß, obgleich nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man es auch selten gehört haben mag. Manche wackere Leute behaupten es doch. — Der verdaute Auswurf des Wallfisches soll zinnoberroth aussehen, und zum Rothfärben angewandt worden sein, obgleich die Farbe nicht haltbar ist.

Die Schwertfische und Sägefische reißen bisweilen dem armen Wallfische den Bauch auf, so daß er daran sterben muß. Die Menschen machen es aber im Grunde nicht besser, wie unsere Abbildung deutlich genug darthut.

Es ist nämlich daselbst eigentlich der Wallfischfang mit Harpunen dargestellt. Eine Harpune aber ist eine drei Fuß lange, sehr starke und scharfe Art von stählerner Angel, die an einer hölzernen Stange befestigt ist, und mit ihr zusammen gewissermaßen einen Spieß ausmacht. Sie wird dem Wallfische mit aller Kraft in den Leib gestoßen, und zwar nicht eine, sondern mehrere nach einander. Das andere Ende der Stange ist an ein zwei Finger dickes Tau von 360 Ellen Länge befestigt, welches, wie auf dem Bilde zu sehen ist, zusammengerollt im Boote liegt. Ist der Wallfisch mehrfach verwundet, so geht er plötzlich unter das Wasser; und wenn dann das Tau sich nicht schnell abrollt, so wird das Boot umgerissen. Auch entzündet bisweilen die dabei stattfindende schnelle Reibung Tau und Boot. Das Untergehn des Thieres, oder der sogenannte Fall, ist ein günstiges Zeichen, und man steckt dann sogleich unter freudigem Springen und Geschrei die abgebildeten kleinen Bootsflaggen als Siegesfahnen auf. Später kommt das Thier wieder empor, und wird dann, wenn es noch lebt, mit besonderen scharfen Eisen getödtet, worauf man es mit Stiefeln besteigt, die unten Stacheln haben, und so den Speck aushaut. Bei der Verwundung schlägt das Thier dergestalt um sich, wie es das Bild zeigt. Schon dies ist gefährlich genug; aber noch weit gefährlicher ist das Wagestück

der Nordamericaner bei der Davidsstraße, die dem Wallfische geradezu auf den Leib springen, ihm ein Nasenloch mit Holz verkeilen, sich dann schnell retiriren, und, sobald der voll Wuth in die Tiefe gegangene Wallfisch wieder emporsteigt, das Kunststück am andern Nasenloche wiederholen. Das verschnupft denn freilich den armen Wallfisch so sehr, daß er daran stirbt; aber es geht auch bisweilen der mit unter, der ihm die starke Prise gereicht hat. Was wagt indessen der Mensch nicht, freilich mitunter aus Betriebsamkeit, aber weit öfter noch aus bloßer gieriger Gewinnsucht!

Der Wallfisch hat wahrscheinlich den Hauptanlaß zu der abentheuerlichen Erzählung vom Kraken gegeben. Man sagt nämlich: Schiffer wären einst ermüdet und erfroren an einer nur mit Meergewächsen bedeckten kleinen Insel gelandet, ausgestiegen, hätten ihr Boot ans Ufer gezogen, und sich dann ein lustiges Feuer zum Wärmen angemacht. Aber kaum wäre das Feuer so recht aufgelodert, da hätte sich auch die Insel mit Geräusch und heftigem Schaukeln schnell in die Tiefe des Oceans gesenkt, daß den armen Leuten kaum Rettung möglich gewesen sei. Nun wäre es ihnen mit einem Male klar geworden, daß sie sich auf dem Rücken eines großen Seeungeheuers, Kraken genannt, befunden hätten. — In einer alten norwegischen Naturgeschichte findet man mehr gesammelte Nachrichten von ihm. Bis jetzt zweifeln die Gelehrten an dem Dasein eines solchen Thieres, weil man es nicht mehr hat finden können, und sagen: es sei eben ein Wallfisch gewesen. Nun ist wol freilich den Gelehrten nicht gut zu widersprechen, weil sie immer Alles am besten wissen wollen. Indessen kann etwas darum doch vorhanden sein, obgleich man es in langer Zeit nicht wieder hat zu Gesicht bekommen können. Auch beschreiben die alten Nachrichten den Kraken ganz anders, wie den Wallfisch; z. B. mit großen schuppigen Fühlhörnern, und dergleichen mehr. Ferner hat man in neueren Zeiten schon so manches Andere als wahr anerkennen müssen, was man nur für eine Lüge der dummen Alten gehalten hat. Wir wollen aber doch lieber unsere Meinung für uns behalten, damit die Gelehrten nicht böse werden, und uns und unser ganzes Buch ausschelten.

Der Gaukler mit den Schlangen.

Man hat eine schon alte, selbst den ehstnischen Landleuten durch eine in ihrer Sprache erschienene Zeitschrift bekannt gewordene Geschichte, wie ein Verbrecher, den man übereilt in einen tiefen und von allerlei häßlichen Thieren wimmelnden Keller eingesperrt hatte, zuletzt sich der ihn anfallenden Schlangen gar nicht mehr erwehren konnte, und, nach langem vergeblichen Angstgeschrei um Hülfe, endlich von ihnen gradezu aufgefressen worden sei. Auf den ersten Anblick sollte man meinen, in unserm hier vor Augen liegenden Bilde einen ähnlichen Unglücklichen zu erblicken. Allein sieht man hinter ihm den offnen Raum, durch den er sich ja gleich ins Freie retten könnte; bemerkt man, daß er die ihn umzingelnden Schlangen durchaus nicht abwehrt, sondern ihnen vielmehr freien Spielraum gestattet; erblickt man gar den zur Seite etwas im Schatten liegenden andern Menschen, der noch dazu ganz gemüthlich Musik macht, — so sieht man denn wohl, daß es hier mit den Schlangen gar nichts auf sich habe. Der etwas desperat aussehende Mann in der Mitte ist in der That weiter nichts, als ein ostindischer Kunststückmacher oder Gaukler, der seine Künste mit giftigen Schlangen sehen läßt, die er zum Tanzen abgerichtet hat. Solche Leute ziehen dort überall herum, führen ihre Schlangen in besondern Behältern mit sich, und stellen sie auf Verlangen sogleich für Geld zur Schau. Diejenige Schlange, deren man sich am gewöhnlichsten bedient, ist die sogenannte Brillen-Natter oder Brillenschlange, die ihren Namen davon hat, daß auf ihrem graugelben Körper am Halse die vollkommen deutliche Zeichnung einer Brille in dunkelbrauner und himmelblauer Farbe befindlich ist. Auf unserer Abbildung ist diese Zeichnung am meisten an derjenigen Schlange sichtbar, die sich ganz vor der liegenden weißen Säule aufgerichtet hat; indessen ist sie nicht deutlich genug, und auch etwas anders beschaffen, als der Schreiber dieses sie in der Natur gesehen hat, wo sie sich sehr schön darstellte, wenn das Thier, wie es im Zorne zu thun pflegt, mit einem sehr widrigen Gezische den Hals aufbläst. Dieses Aufblasen des Halses ist wol am richtigsten an derjenigen Schlange dargestellt, welche sich am Arme des Gauklers in der Nähe des Palmenstammes zeigt. Das Thier hat davon auch den Namen Hutschlange, spanisch: cobra de cabelo oder capello, bekommen, da der Kopf alsdann gewissermaßen einem Hute gleicht. Es ist so giftig, daß der Biß desselben oft schon in ein Paar Minuten tödtet, wenn es heiße Jahreszeit und die Schlange groß ist; gewiß erfolgt der Tod in höchstens einer Stunde. Gewöhnlich wird die Brillenschlange ein Paar Ellen lang und un-



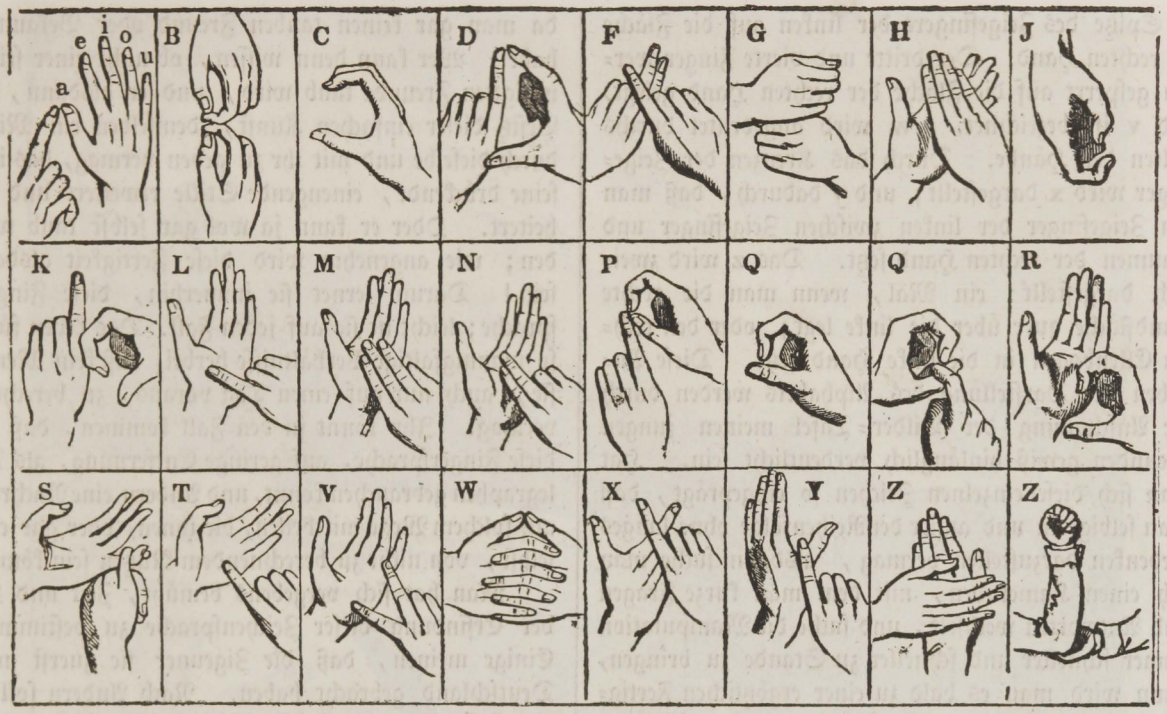
Der Gaukler mit den Schlangen.

gefähr zwei Finger dick. Das sogenannte Ichneumon, ein wieselartiges kleines Thier, frißt sie ganz ohne Schaden. Das Tanzen dieser Schlangen besteht in weiter nichts, als daß sie, auf dem Schwanze in die Höhe geschlängelt, sich zischend mit dem Vorderleibe einer vorgehaltenen Faust überall nachbewegen, oder sich, wie das Bild zeigt, fortwährend um Arme, Beine und den Hals des Gauklers nach der Musik herumringeln. Für die Musik haben alle Schlangen dieser Art eine ganz besondere Vorliebe. Sie lassen sich durch dieselbe aus ihren Löchern locken, und sinken davon zuletzt ganz wie bezaubert oder trunken hin. In diesem Zustande aber sind sie gerade am allergefährlichsten, und die, welche getanzt haben, muß man deshalb schnell wieder zu verwahren suchen, im Fall sie noch ihre vollständigen Giftwerkzeuge haben; das heißt, ihre aus dem Oberkiefer hervorragenden beiden hohlen Giftzähne mit den in dieselben sich ergießenden Giftblasen. Manche Gaukler lassen nämlich ihre Schlangen vor dem Tanze nur mehrmals in einen vorgehaltenen Tuchlappen beißen, damit sie so ihr Gift ausleeren mögen. Es sammelt sich indeß gar bald wieder; auch bleibt immer wol noch so viel zurück, um Schaden anrichten zu können. Daher sind Andere noch klüger, und brechen den Schlangen ganz die Giftzähne aus. Indessen hilft selbst dies nur auf eine gewisse Zeit, und es wachsen an die Stelle der ausgerissenen Zähne wieder neue, noch schärfere nach. Zu seinem großen Leidwesen erfuhr dies einmal ein solcher Gaukler, dessen dreister sechzehnjähriger Sohn den Leuten zeigte, wie stark er sich von der absichtlich aufgereizten Schlange beißen lasse, und recht eine Ehre darin suchte; aber plötzlich starb er nach einem solchen Kunststücke, weil er die kleinen, unterdeß wieder hervorgekommenen Giftzähnchen und selbst die unbedeutende Verletzung nicht bemerkt hatte. Was half nun dem Vater, der den Sohn zu dergleichen unnützen Künsten abgerichtet hatte, all sein Verdienst und alles Staunen der Leute? Sein Kind wurde dadurch nicht wieder lebendig. — Es taugt überhaupt nicht viel, mit gefährlichen Dingen einen verwegenen und unnöthigen Spaß treiben

zu wollen. Namentlich gehört das Schlangengift in den heißen Ländern zu dem Allergefährlichsten, was man nur kennt, sobald es in eine Wunde kommt. Das beweiset unter andern folgende gar merkwürdige Geschichte, die sich einmal in Südamerica zugetragen hat. Ein Mann starb plötzlich nach einem Gange in den Wald. Man konnte die Ursache seines Todes nicht entdecken, und begrub ihn. Seine Habseligkeiten wurden an die Meistbietenden verkauft; ein Anderer kaufte des Verstorbenen Stiefel, zog sie an, und — hatte dasselbe Schicksal, wie Jener. Die Stiefel kamen nun durch neuen Verkauf an einen dritten Besitzer; dem ging es eben so. Nun wurde man endlich auf die Stiefel aufmerksam, die so von Hand zu Hand, oder vielmehr von Fuß zu Fuß, gegangen waren. Man untersuchte sie genau, und fand, daß durch einen derselben der sehr scharfe Giftzahn einer großen Schlange, der mit der noch daran hängenden Giftblase herausgerissen worden war, sich so eigen durchgebohrt und zugleich eingeklemmt hatte, daß er nicht nur den Fuß ritzen, sondern, indem die Giftblase durch die Bewegung des Fußes vom Leder gedrückt wurde, auch noch der Wunde etwas von dem Gifte mittheilen konnte, das vollkommen genügend war, die Leute umzubringen. Denn schon das feinste Ritzchen von einem solchen Giftzahn, welches man oft mit bloßen Augen kaum entdecken kann, wird in jenen Gegenden tödtlich. Arg genug! Wir haben in unsern nördlichen Ländern freilich so manches Schöne nicht, was man in Ostindien findet; aber, Gott sei Dank! wir haben auch keine Brillenschlangen und anderes solches Geschmeiß, dessen ungeschickte Tänze für uns ohnehin wenig Ergötzendes haben möchten! Daß übrigens die Schlangenbeschwörer mit bloßen Worten die Schlangen aus ihren Löchern locken können, ist wol nicht wahrscheinlich. Entweder singen sie, und dann thut es die Musik; oder sie tragen gewisse Dinge bei sich, welche die Schlangen anlocken und betäuben. Namentlich soll der Moschus diese Kraft haben. Auch kennen die Wilden in America verschiedene Kräuter, welche diese Eigenschaften in dem Grade besitzen, daß jene die giftigsten Schlangen ganz ohne Scheu in die Hand nehmen, ja sie sogar in den Busen stecken. Aber eine Schlange im Busen zu wärmen, bleibt immer eine sehr mißliche und am Ende auch ganz unnöthige Sache. So ein Thier ist ganz wie ein gar zu glatter und schmiegsamer Schmeichler, der zuletzt die ihm Trauenden anführt, und ihnen so einen Biß versetzt, daß sie daran für immer genug haben! — Noch ist zu bemerken: wenn Du eine Sammlung lebendiger Thiere siehst, in der sich Schlangen befinden, so geh' nicht gar zu nah an ihren Käfig, selbst wenn er, wie gewöhnlich, ein zweifaches Gitter hat, und unternimm ja keine dreisten Versuche mit den bösartigen Doppelzünglern, die dahinter stecken. Sie hacken oft plötzlich mit einem weiten Sprunge selbst nach des ganz unschuldigen Beschauers Hand. Schreiber dieses hat's an sich selbst erfahren, zum Glück aber ohne Schaden. Der Schreck war indessen auch nicht angenehm.

Das Finger-Alphabet.

Euch, ihr lieben, jungen Freunde, ist das Ohr offen, und das Band der Zunge ist gelöset; aber so wohl ist es nicht jedem Menschenkinde geworden. Es giebt Unglückliche, die mit geschlossenen Ohren geboren wurden, und die süßen Laute der Muttersprache nicht hören, nicht vernehmen, nicht nachahmen konnten; und die man Taubstumme nennt. Die meisten dieser Unglücklichen haben vollkommen gebildete Sprachorgane; da sie aber nie einen artikulirten Laut sprechen hören, da sie keine Sache benennen hören, so können sie selbige auch nicht nachsprechen lernen. Sie bemerken nur vermittelst des Gesichts, daß die Personen, welche sie sehen, mannigfaltige Bewegungen mit den Lippen, der Zunge oder mit den Gesichtsmuskeln machen, je nachdem sie verschiedene Dinge, die sich um sie her befinden, bezeichnen. Was nun dem Taubstummen durch Mangel des Gehörs und der Sprache abgeht, das sucht er sich, so viel als ihm möglich ist, durch das Gesicht zu ersetzen. Da hat man denn unter vielen andern Mitteln, ihnen verständlich zu werden, um sie unterrichten zu können, so wie auch ihnen ein Mittel zu geben, sich Andern verständlich zu machen, ein Alphabet oder A-B-C erfunden, das sich durch bestimmte Stellung, die man den Fingern der Hände gegen einander giebt, dem Auge darstellen läßt; und dieses Finger-Alphabet könnt ihr auf der vor uns liegenden, in 24 kleine Vierecke abgetheilten Bildertafel gar deutlich erblicken. Es ist nicht schwer, selbiges zu lernen, und gewährt ganz gewiß keine geringe Unterhaltung; daher will ich es versuchen, euch darin zu unterrichten. Ihr habt es mit einiger Aufmerksamkeit in kurzer Zeit gelernt, und könnt es dann leicht durch Uebung mit euren Spielkameraden zu großer Fertigkeit bringen. Wenn ihr meint, es könne euch keinen Nutzen gewähren, so seid ihr im Irrthum; denn, sagt selbst: wollt ihr



Das Finger-Alphabet.

das für nichts rechnen, daß ihr vielleicht einmal auf einen Taubstummen trefft, den ihr durch diese einfache Kunst freudige Stunden schafft, indem ihr diesem Armen, der von aller sonstigen Unterhaltung ausgeschlossen ist, das Vergnügen der gegenseitigen Mittheilung herbeiführt? Gewiß, ihr werdet mir, nach einem solchen Genuß, einem Taubstummen oder Tauben das Vergnügen der Unterhaltung gewährt zu haben, Dank wissen, daß ich euch auf diese Kunst aufmerksam gemacht habe.

Das Finger-Alphabet ist fürs Auge, daher müßt ihr stets eine solche Körper-Stellung gegen den Tauben nehmen, daß er jedes Zeichen genau und mit Leichtigkeit sehen kann. Der Zeigefinger der rechten Hand ist bei der Darstellung dieses Alphabets fast beständig in Thätigkeit. Diese Fingersprache hat keinen Unterschied zu machen, bei kleinen und großen Buchstaben, wie beim gewöhnlichen Sprechen; auch bedarf sie keiner Zeichen für Comma, Colon oder Punkt. Nur das Eigenthümliche hat sie: wenn ein Wort beendigt ist, so fährt die redende Person mit der flachen rechten Hand über die offene linke hinweg, und beginnt dann erst wieder mit dem folgenden Wort. Ja und Nein bezeichnet man, der Kürze wegen, wie gewöhnlich, durch Nicken und Schütteln des Kopfes. Die fünf Vocale werden durch die fünf Finger der linken Hand dargestellt, und zwar: indem man für a den Daumen, für e den Zeigefinger, für i den Mittelfinger, für o den Goldfinger, und für u den kleinen Finger oder Ohrfinger mit der Spitze des Zeigefingers der rechten Hand berührt. Die Consonanten werden auf mannigfaltige Art dargestellt. Den rechten Daumen senkrecht auf den linken gesetzt, und die Zeigefinger bogenförmig daran gelehnt, giebt das b. Zeigefinger und Daumen der linken Hand bilden das c. An diesen Bogen den Zeigefinger der rechten Hand gelegt giebt das d. Den Zeigefinger der linken Hand quer über die Mitte des Zeige- und Mittelfingers der rechten Hand gelegt stellt das f dar. Die rechte Faust auf die linke gesetzt, bedeutet g. Die vier Finger der linken Hand in die flache rechte gelegt, ist h. Die rechte Hand hängend, den Daumen gekrümmt über dem Zeigefinger, bezeichnet den Consonanten J oder das jod. An den Zeigefinger der rechten Hand, den der linken in einen Winkel angesetzt gilt als k. Legt man den Zeigefinger der linken Hand, in die geöffnete rechte, so hat man das l. Die drei letzten Finger der linken Hand in die offene rechte, ist m; die zwei letzten n. Zeigefinger und Daumen der Linken, einen Ring bildend, an die Spitze des Zeigefingers der rechten Hand gesetzt, bedeutet p. Letzteren in den gebildeten Ring gehackt ist q. Den Zeigefinger und Daumen der linken Hand gekrümmt an die Rückseite der rechten Hand gesetzt, bildet das r. Das s wird dadurch bezeichnet, daß man den Zeigefinger der linken Hand an den Ohrfinger der rechten hängt. Um t anzugeben, setzt man

die Spitze des Zeigefingers der linken auf die Fläche der rechten Hand. Der dritte und vierte Finger werden gesperrt auf die Fläche der rechten Hand gelegt, und v ist bezeichnet. w wird angedeutet durchs Falten der Hände. Durch das Kreuzen der Zeigefinger wird x dargestellt; und y dadurch, daß man den Zeigefinger der linken zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand setzt. Das z wird zweifach dargestellt: ein Mal, wenn man die rechte Handfläche quer über die linke legt; oder den rechten Ellenbogen in die linke Hand setzt. Diese Angaben der Darstellung des Alphabets werden durch die Anschauung der Bilder-Tafel meinen jungen Freunden gewiß hinlänglich verdeutlicht sein. Hat man sich diese einzelnen Zeichen so eingeprägt, daß man selbige in und außer der Reihenfolge ohne langes Bedenken darzustellen vermag, alsdann suche man sich einen Kameraden, mit dem man kurze Fragen und Antworten wechselt, und suche die Manipulation immer schneller und schneller zu Stande zu bringen, dann wird man es bald zu einer ergötzlichen Fertigkeit gebracht haben.

Noch muß ich hier einigen Einwürfen zu begegnen suchen, als sei die ganze Sache ohne Nutzen, da man gar keinen tauben Freund oder Bekannten habe. Wer kann denn wissen, ob nicht einer seiner innigsten Freunde taub wird, und er alsdann, im Besitz dieser einfachen Kunst, demselben ein Mittel durch dieselbe und mit ihr zu geben vermag, das ihm seine drückende, einengende Stille erweitert und erheitert. Oder er kann ja wol gar selbst taub werden; wie angenehm wird diese Fertigkeit alsdann sein! Darum lernet sie immerhin, diese Fingersprache; leicht ist sie auf jeden Fall. Das Leben führt so mannigfaltige Verhältnisse herbei, daß kein Mensch sie, auch nur auf einen Tag voraus, zu berechnen vermag. Ihr könnt in den Fall kommen, daß ihr diese Fingersprache, auf geringe Entfernung, als Telegraphen gebrauchen könnt, und Andern eine Nachricht auf solchem Wege mittheilen, die ihnen, oder gar euch selbst, von nicht zu berechnendem Nutzen sein könnte.

Man hat sich vergebens bemüht, Zeit und Ort der Erfindung dieser Zeichensprache zu bestimmen. Einige meinen, daß die Zigeuner sie zuerst nach Deutschland gebracht haben. Nach Andern soll sie eine Erfindung der Klöster sein. Wahrscheinlich ist es wol, daß die Noth, diese alte, nie ruhende Erfinderin, dieselbe hervorgebracht hat.

Das Pferde-Rennen zu Rom.

Das römische Carneval ist ein gar eigenthümliches Fest, zu dem der Staat wenig Anstalten, wenig Aufwand macht; und das so erscheint, als gebe sich das Volk dasselbe selbst. Sobald nach Mittage eine Glocke vom Capitol herab, das Zeichen giebt, daß es erlaubt sei, unter freiem Himmel so thöricht und toll zu sein, als man wolle, und daß, außer Schlägen und Messerstichen, fast Alles erlaubt sei, legt der Römer, der mit seinem angebornen Ernst, sich das ganze Jahr vor jedem Fehltritt gehütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit plötzlich bei Seite, und begiebt sich in den wunderlichsten Verkleidungen auf den Corso, um dort sich und Andere durch die ergötzlichsten Possen zu erfreuen. Der Corso ist derjenige Ort, welcher die öffentliche Feierlichkeit dieser herrlichen Tage, bestimmt und beschränkt. Er hat seinen Namen von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevals-Abend schließt, und womit auch an andern Orten fast jede Feierlichkeit geendet wird. Der Corso geht von der Piazza del Popolo, in einer Länge von etwa 3,500 Fuß, schnurgerade bis an den venetianischen Pallast. Diese Straße ist auf beiden Seiten von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt, wodurch sie noch schmaler erscheint, als sie wirklich ist. Die Pflaster-Erhöhungen, welche sich für die Fußgänger zu beiden Seiten befinden, nehmen schon 6 bis 8 Fuß weg; daher bleibt für die Wagen in der Mitte nur ein Raum von 12 bis 14 Schritten, in welcher Breite sich höchstens drei Fuhrwerke neben einander fortbewegen können.

Hat sich in dieser Straße eine Menschenmenge, zu Fuß und in Kutschen, auf die mannigfaltigste und possirlichste, abentheuerlichste Weise ergötzt, und tritt der Abend näher, so drängt sich erst recht Alles in den Corso hinein. Die Garden des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen von der Mitte ab in eine gerade Reihe zu bringen; und man hört ein Schelten und Fluchen und Drohen der Wache von allen Seiten. Immer näher rückt nun der Augenblick des Wettrennens der Pferde, die Krone der Festlichkeiten des Tages, worauf das Interesse von tausend und aber tausend Menschen gespannt ist. Schon rufen die Stuhl-Verleiher, die Unternehmer der Gerüste, die an den Seiten aufgerichtet sind, die Vorüberwogenden an, sich für ein Geringes der noch ledigen Plätze zu bedienen. Diese eilen herbei, glücklich, noch hie und da einen Platz zu finden. Die Garde verdrängt und verjagt die Fußgänger, welche



Das Pferde-Rennen zu Rom.

zwischen den beiden Kutschenreihen auf- und abwogen, und diese suchen Plätze, einen Stuhl, einen Platz auf einer Kutsche, einem Gerüste, oder zwischen den Wagen, und die Fenster der Häuser an beiden Seiten strotzen von Zuschauern. Schon ist der Platz vor dem Obelisk vom Volke gereinigt. Die ihn einschließenden drei Gerüste sind mit Menschenköpfen übersäet und bieten das Bild eines alten Amphitheaters dar. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt der Obelisk in die Luft, denn das Gerüste bedeckt nur sein Fußgestell, und nun erst bemerkt man seine erstaunenswerthe Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird. Alles blickt jetzt auf die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile, und ist voller Erwartung. Kaum hat die Garde den Corso von der Menschenmenge befreit, so sprengt der General denselben herauf, schwingt sich vom Pferde, und nimmt in der für ihn bestimmten Loge Platz.

Sogleich werden die Pferde, in der durch das Loos bestimmten Ordnung von geputzten Stallknechten hinter das Seil geführt. Sie sind ganz ohne Zeug und jede sonstige Bedeckung. Hier heftet man ihnen erst hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stellen, wo diese spornen sollen, bis zum Augenblicke des Rennens mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an. Hier auf unserer Bildertafel sehen wir sie wild und ungeduldig in den Schranken, hinter dem gespannten Seil; sie sind gereizt von der Begierde, den Lauf zu beginnen. Das schwarze Pferd dort haut mit beiden Vorderbeinen über das Seil, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zu bändigen und zu halten.

Zugleich sind die Reitknechte selbst in der größten Erwartung auf den Augenblick des Abrennens; denn alsdann kommt es auf die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie überhaupt auf zufällige Umstände an, die zum Vortheil des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Nun ist endlich der kaum zu erwartende Augenblick da; das Zeichen wird gegeben; das hemmende Seil fällt, und — die Pferde rennen fort, von den Augen Aller begleitet.

So lange sie noch auf dem freien Platz rennen, suchen sie einander fort und fort den Vorsprung abzugewinnen; sind sie aber einmal in dem beengten Raum der beiden Kuschen-Reihen, dann wird aller Wetteifer meist vergebens, und die behalten den Vorsprung, die ihn sich bis dahin mit aller Kraftanstrengung errungen hatten. Wie treibt der Huf des rennenden Rosses die Funken aus dem Pflaster; die Mähne flattert in der Luft, und kaum daß man es erblickt, ist es schon vorüber. Die übrigen Pferde hindern sich unter einander, indem sie sich drängen und treiben; und spät kömmt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln umher. Nur zu schnell sind die Pferde allem Nachschauen entschwunden, und das Volk drängt sogleich hinzu und füllt die Laufbahn wieder aus. Am Venetianischen Palaste warten schon andere Stallknechte auf die Ankunft der Pferde, die sie in einem so eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und festzuhalten wissen. Dem Sieger wird der Preis zugetheilt. Sobald dies geschehen, werden beim venetianischen Pallaste zwei kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso und alsdann in der Gegend des Obelisken wiederholt, und — die Wache verläßt ihre Posten, und die Ordnung der Kutschen wird nicht mehr gehalten; einige lenken in die Mitte hinein, und hemmen und verwirren das Fußvolk. Vielleicht fällt es gar dem einen ein, in dem engen Mittelraum hinunter, dem andern, hinauf zu fahren; dann rennen sie in einander und können beide nicht von der Stelle. Trifft dann gar noch ein Pferd, das bei dem venetianischen Pallaste nicht glücklich aufgefangen wurde, und nun wieder zu dem Obelisken zurückeilt, auf solch' einen Knoten; dann vermehrt sich die Gefahr, und Unheil und Verdruß wachsen auf allen Seiten. So endigt dann der Tag des Jubels auf dem Corso, und am andern Morgen beginnt der neue Tag damit, daß die Stallknechte das Rennpferd, das sich Tages vorher am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk führen, einen kleinen Knaben darauf setzen, und es mit Peitschen vor sich her treiben, daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen. Wahrscheinlich ist dies eine beschämende Strafe für das saumselige Pferd; ob sie Früchte trägt, und ob das so gezüchtigte Thier das nächste Mal den Preis davon trägt, weiß ich nicht.

Neapolitanisches Fuhrwerk.

Eine höchst gemüthliche und behagliche Fahrt ist auf diesem Bilde zu schauen, die man fast mitmachen möchte, so fremd Einem auch Manches dabei vorkommt. Daß die Pferde recht rasch und fröhlich vorwärts rennen, sieht man schon an dem tüchtigen Staube, den sie aufwerfen; und weder der bellende Hund, noch der bettelnde barfüßige Bube wird ihnen lange zur Seite bleiben können. Dabei sind sie gar wunderlich verziert, wie man es sonst eben nicht leicht findet. Seht doch einmal da oben an dem Gespann oder Joche, wo die hohe heraufgebogene Deichsel hineingeht, das seltsame bunte Ding an! Es ist eine Art geschnitzter Vogelkopf, noch obendrein ein schmuckes Fähnlein tragend. Vor der Brust fliegt den Rossen bunter Zierrath genug durcheinander, und hinter den Ohren stecken ihnen lange Federn, bisweilen auch Blumensträuße. An leuchtenden Farben und allerlei Zierrathen läßt man es dem Fahrzeuge selbst, einer Art Kalesche oder Karriole, nirgends fehlen; ja an hohen Festtagen wird es zuweilen überall mit Zweigen von Myrthen, Lorbeeren, Orangen und auch wol mit großen Blumensträußen bekränzt. Das Ding sieht närrisch genug aus; aber die Leute, die darin sitzen, befinden sich so wohl dabei, daß sie es durchaus nicht



Neapolitanisches Fuhrwerk.

anders verlangen. Der sogenannte Korb oder Sitz hat viel Aehnliches mit dem Sitze der bei uns gewöhnlichen Kaleschen; nur ist er keineswegs eben so künstlich gearbeitet und kostbar. Die Achse ist sehr stark, weil sie die Hauptstütze des ganzen Fuhrwerks ist. Dieses hat, wie man sieht, nur zwei Räder von ziemlicher Höhe, welche an jener Achse umlaufen. Dadurch ähnelt das Fahrzeug gewissermaßen einem andern, das man jetzt auch bisweilen bei uns erblickt; nur hat das bei uns vorkommende mehr von einem Karren, als von einem Wagen, und das neapolitanische ist demnach etwas vornehmer. Ferner braucht das unsere keinen besonderen Kutscher, sondern der Herr übernimmt schon dessen Geschäft zugleich selbst; hier hingegen ist allerdings ein Kutscher zu erblicken — wenigstens eine Figur, die dessen gewöhnlichen Platz einnimmt, wenn sie auch im Augenblicke nicht sein Amt verwaltet. Aber was für ein ganz absonderlicher Wagenlenker ist dies! Offenbar gehört er nicht zu der ersten Sorte. Ich zweifle sehr, daß irgend Jemand bei uns mit einem solchen wird über die Straße fahren wollen. Wenigstens würden Leute genug stehen bleiben, um ihm nachzusehn; und die Gassenjungen oder das gemeine Volk überhaupt möchten ihn gewiß nicht ohne Lärm und Gespött dahinziehn lassen. Es scheint ein ganz vollständiger sogenannter Lazzarone zu sein. Da kein Kutschbock da ist, so hat er nach bestehendem Gebrauche seinen Platz ohne Umstände auf der harten und schmalen Deichsel genommen. Wahrlich viel, daß er sich darauf noch so halten kann, und nicht einen recht tüchtigen Purzelbaum von oben nach unten schlägt; denn mit seinen Händen thut er gar unbefangen, und baumelt ganz leichtfertig mit den Füßen. Diese sind bis über die Kniee völlig bloß, und auch weiterhin eben nicht besonders verwahrt; die Bekleidung scheint am Knie fast, wie Lichtenberg einmal sagte, mit einem bloßen „und so weiter“ aufzuhören. Ganz in derselben Manier sind auch die Arme, man weiß nicht, ob man sagen soll: angezogen, oder: ausgezogen;

und der Leib — je nun, zur höchsten Nothdurft hängt denn wol etwas drum herum. Die Lazzaroni-Mütze fehlt nicht. Aus dem Munde hängt ihm eine Pfeife herab; und so sieht er ganz selbstzufrieden drein. Aber warum kutschirt er denn nicht, sondern der Andere dahinten in der streifigen Jacke! Dieser hat ein so ächtes Vetturino- oder Fuhrmannsgesicht, daß man sehr versucht wird, anzunehmen, er sei der eigentliche wahre Kutscher, und hätte Jenem nur aus Barmherzigkeit den schmalen Ehrenplatz des Rossebändigers eingeräumt. Es ist doch immer eine tolle Wirthschaft! Und wie voll ist der Wagen von Alten und Jungen! Sieben Personen für zwei Pferde sind gewiß nicht wenig, wenn gleich das Fahrzeug leicht ist; und überdem haben die Leutchen, den Sonnenschirm und andern dergleichen Kram ungerechnet, wol gar noch allerlei Vorrath an Speise und Trank mitgenommen! Wenigstens hängt da unten bei den Füßen des Lazzarone schon ein Bündel, das sich fast zu breit macht, um ihm allein anzugehören, wenn gleich einiges Heraushängende — wir können es bei der schnellen Fahrt nicht gut unterscheiden — fast wie Zwiebeln aussieht. Wir wollen es auch nicht weiter untersuchen. Genug, gut beladen ist die Carreta; aber, es geht dennoch vorwärts, und recht lustig, entweder nach einem Orte in der Nachbarschaft, oder schon wieder nach Neapel selbst zurück. Die Italiener fahren überhaupt gern; aber unter allen Italienern wol die Neapolitaner am liebsten und am schnellsten. Die großen Lavastücke, mit denen die Straßen bei ihnen gepflastert sind, klappen und krachen beständig, da sie gar leicht locker gefahren werden; und welch' ein Geschrei, welch' ein gränzenloser Tumult ist überall, besonders an solchen Tagen, wo fast die ganze Stadt im Wagen sitzt! Denn in allen Fahrzeugen lacht, jubelt oder singt man, und dazwischen schreien die, welche nicht ausweichen können oder gedrängt und gequetscht werden. Eine Fremde, welche an solch' einem Tage nach Neapel kam, und nicht längst das stille, gesetzte Rom verlassen hatte, gerieth ganz außer sich, und wollte ihren Augen und Ohren nicht mehr trauen. Beim Eintritt in Neapel, erzählt sie, war es uns, als ob wir uns in eine Menschenfluth stürzten. Gewöhnt an die Stille von Rom, erfüllte uns das Menschengewühl mit einem Gefühle, dem die Idee von Aufruhr zum Grunde lag. — Nun, das ist doch wahrlich genug gesagt! — Am ärgsten ist dieser große Lärm in der herrlichen Straße Toledo, die fast die ganze Stadt durchschneidet. Da sieht man es so recht, wie der Neapolitaner blos für die Gegenwart, für den sinnlichen Genuß des Augenblickes lebt. Alles lacht, Alles schreit auf den Straßen; die Kinder spielen und jubeln, die Alten sehen vergnügt Stunden lang zu; ein Tag nach dem andern geht in solcher Fröhlichkeit, ja wol in wildem Taumel dahin. Um ihren benachbarten alten Feuerspeier Vesuv bekümmern sich die Neapolitaner so wenig als möglich, wenn er etwa nicht gerade wüthet. — Uebrigens sieht man ähnliche Lustfahrten, wie die hier abgebildete, auch wohl bei Rom, aber doch nur mehr außerhalb der Stadt, und vereinzelter; namentlich wenn man zu den sogenannten Madonnenfesten fährt oder von ihnen zurückfährt, wie in Neapel. Da sitzt denn auch der Fuhrmann auf der Deichsel, aber zierlicher und geschmückter. Gejagt wird auf der Landstraße auch dort recht tüchtig; auch reitet wol nebenbei irgend ein rascher Bursche auf einem Esel, und reizt den Langohr mit einem kleinen Stachelstocke zu ganz unerhörten Galoppsprüngen. Das Fahrzeug ist gewöhnlich ein größerer zweirädriger Karren, oben mit ausgespannter Leinwand wie mit einem Baldachin versehen. Den Pferden fehlen weder die Federbüsche, noch die Blumen; und die Fahrenden sind gleichfalls mit beiden geschmückt. Guitarren, Mandolinen, anmuthige Stimmen lassen sich hören. Aber in Rom selbst wird es gleich stiller, und in langsamerem Schritte geht es dann nach Hause, bisweilen, um einen mitgebrachten recht artigen Festrausch fein säuberlich wieder auszuschlafen.

Die Maccaroni-Esser zu Neapel.

Kaum sollte man glauben, daß die langen Faden, welche der breitschultrige Koch hier vor uns aus dem Kochtopf herausholt, etwas Eßbares seien, wenn wir nicht dort, an die Säule gelehnt, auf der Erde sitzend, bereits Einen erblickten, der mit einer unendlichen Behaglichkeit und einem ganz eigenem Handgriff diese langen Faden aus der Schüssel in den Mund spinnt, während sein Kamerad eben das letzte Ende einsteckt mit einem verdrießlichen Gesicht, daß es nun mit dem herrlichen Genuß aus ist. Ja, es sind die berühmten Maccaroni, das Leibgericht der Neapolitaner, die Freude der Alten und der Jungen, der Armen und der Reichen, wie bei uns Liv- und Ehstländern der Ofenbrey. Wie dieser in den meisten Familien regelmäßig zwei Mal, am Mittwoch und Sonnabend erscheint, und die Kinder diese Tage gar nicht für Mittwoch und Sonnabend ansehen würden, wenn sie ohne Brey kommen wollten, so müssen in



Die Maccaroni-Esser zu Neapel.

Neapel die Maccaroni wenigstens zwei Mal die Woche aufgetragen werden, und vertreten wie unser Brey die Stelle der Suppe. Auch darin haben sie eine Aehnlichkeit mit unserm Lieblings-Gerichte, daß sie wie dieses auf verschiedene Weise gegessen werden können. Wie unser Freund bald grob und bald fein, bald in Wasser und in Milch gekocht, einmal in der Kuchen-Form, ein andermal in Kohlblättern und Papier-Schachteln erscheint, oder mit saurer Milch im Sommer, was mir am besten schmeckt, — so haben die Maccaroni auch ihre anmuthigen Abwechselungen. Einmal kommen sie ganz fein und zart, als Fädchen (fidelini) oder kurz als Knötchen (gnocchi), einmal breit und lang als Bänder (lasagne) oder dünn und krumm als Würmchen (vermicelli). Die dickste Sorte hat den Namen Pfaffenwürger

(Strangola prete), weil mancher feiste Mönch sich daran zu viel thun mag. Es wird wol diese Sorte sein, die wir hier bei unsern Kaufleuten sehen können, wo sie in kurzen Stücken verkauft werden, die fast wie kleine Flöten aussehen.

Eigentlich verdanken es die Neapolitaner unserm Vaterlande, daß sie ihre Maccaroni essen können, denn sie bestehen aus dem feinsten Mehle, das aus russischem Weizen gemacht wird. Derselbe wächst vorzüglich in der Krimm, und wird in Neapel unter dem Namen grano duro (hartes Korn) oder grano del mar nero (Korn vom schwarzen Meere) verkauft. Jährlich wird von Odessa und Taganrog aus eine so große Menge nach Italien verschickt, daß die Regierung dort einmal die Einfuhr verbot, weil sie nicht wollte, daß so viel Geld dafür an die Russen bezahlt werden sollte. Dagegen machten jedoch die Maccaroni-Fabrikanten die nachdrücklichsten Vorstellungen, indem sie erklärten, daß sie aus keinem andern Weizen als dem russischen so schöne Würmchen machen könnten, weil kein anderes Mehl so fein und weiß sei. Die Regierung gab nach, und es wurden seitdem Versuche gemacht, den harten Weizen in Italien anzubauen. Wenn gleich derselbe nunmehr bereits in Apulien in ziemlicher Menge geerndtet wird, so reicht der Ertrag doch bei weitem nicht hin, um die unermeßliche Menge der Maccaronis zu bereiten, und der russische Weizen bleibt daher immer noch sehr gesucht. — Um den Teig daraus zu fabriciren, reichen die Hände allein nicht hin, und man bedient sich dazu eines unterhalb zugeschärften Balkens, der mit dem einen Ende an einem beweglichen eisernen Bande in der Wand befestigt, sich horizontal drehen und lothrecht heben läßt. Auf dem Ende des Balkens sitzen nun vier bis sechs braungelbe, der Hitze wegen über dreiviertel entkleidete Kerle, und hüpfen singend, ohne Unterlaß den Balken hebend und niederdrückend, rückwärts und vorwärts, bis die Masse so zähe wird, daß der schärfste Büchsenschuß nicht hindurchginge. Hierauf wird sie gewaltsam durch Schraubenkraft in eine metallene Röhre gezwängt, aus deren Oeffnung am Ende der Teig hervordringt, der nun von dem daneben sitzenden Manne mit einem sichelförmigen, nach Innen geschärften Messer abgeschnitten wird. — So entstehen die Röhrchen, wie wir sie auch hier finden. Dieselben werden alsdann auf Stangen an die Luft zum Trocknen aufgehängt und oft sind so große Plätze wie unser Markt ganz davon überdeckt, so daß man meinen sollte, es sei Garn zum Bleichen oder Färben aufgehängt.

Wenn sie auf diese Art trocken und hart geworden, so kann man sie Jahre lang aufbewahren und sie werden in alle Länder versandt. In Italien ißt man sie nie anders, als in bloßem Wasser gekocht, welches siedend sein muß, wenn sie hineingethan werden. Sobald sie gar sind, werden sie herausgenommen, zerlassene Butter darauf gegossen und geriebener Käse darüber gestreut. Bei den armen Leuten, die wir auf unserm Bilde sehen, muß die Butter meist wegbleiben, aber der Käse darf nie fehlen, und gehört zum Kauf. Der Koch muß ihn dazu geben, denn so ein Lazzaroni, wie diese Leute, die ihr Leben auf der Straße zubringen, heißen, bringt nichts zu Tische mit, als seine Finger und eine Schüssel. Selbst diese fehlt oft, und ich habe einen Lazzaroni gesehen, dessen sämmtliches Vermögen in einem Scherben bestand, den er sich in der Nähe der geliebten Maccaroni-Küche in einer Mauerspalte verwahrte und zum jedesmaligen Gebrauch hervorzog. Wenn das Mahl vollendet, wurde er auf dem Knie abgewischt und wieder an seinen Ort gestellt, wo er ihn täglich wiederfand. Niemand stahl ihm sein Eigenthum.

Die Engelsbrücke und Peterskirche zu Rom.

Wer hätte nicht irgend einmal etwas von der herrlichen Stadt Rom gehört, die so berühmt ist unter den Menschen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden? Einst war sie die Beherrscherin der Welt; Alles lag zu ihren Füßen, und mußte ihrem Machtgebote gehorchen. Aber als ihr Uebermuth zu groß, ihre Ueppigkeit zu frech, ihre Sünde zu arg wurde, da war es aus mit ihrer Macht. Der liebe Gott zerbrach sie mit starkem Arm, und ließ nicht nur die frevelnde Stadt, sondern auch das ganze Reich in Elend kommen, so daß fremde Völker überall zerstörten und raubten nach Herzenslust, und diejenigen, welche sonst stolz geboten, nun Sclaven wurden von Menschen, die sie früher verachtet und verspottet hatten. Nachher kamen aber wieder bessere Tage nach langem Leiden, und endlich bildete sich dort, wo einst der Mittelpunkt eines großen Kaiserreichs gewesen war, wieder ein Reich von ganz eigener Art, geistlich und weltlich zugleich. Rom ist nämlich, wie bekannt, jetzt die Hauptstadt des sogenannten Kirchenstaates in Italien, welche dem Papste oder dem höchsten geistlichen Oberhaupte der katholischen Christen gehört, der gleich andern weltlichen Fürsten dieses ihm untergebene Land regiert. Seine schöne



Die Engelsbrücke und Peterskirche zu Rom.

Hauptstadt Rom aber wird immerfort von unzähligen Reisenden aus allen andern Ländern besucht, weil es dort des Außerordentlichen, Merkwürdigen und Herrlichen so viel giebt, wie wol schwerlich in solcher Art und Menge noch in einer andern Stadt auf dem Erdboden. Wer einmal da gewesen ist, kann Rom nimmermehr vergessen, und wünscht nur zu oft, er könnte wieder hinfliegen dorthin auf Wochen und Monate, um von Neuem sich zu ergötzen, wie ehemals und vielleicht besser und schöner noch. Es ist auch nicht möglich, Alles herzuzählen, was dort den Menschen erfreuen, belehren und wahrhaft erheben kann; denn dessen ist wirklich zu viel, theils aus alter längst vergangener Zeit, theils aus einer solchen, die uns jetzt Lebenden schon näher liegt. Man hat Bücher über Bücher davon geschrieben, und doch bringt es Keiner zu Ende, oder kann rühmen: er hätte Alles gesagt. Auch wird der, der diese Bücher liesst, nie befriedigt; er fühlt, daß man eigentlich doch Alles selbst sehen müsse, wenn man es so recht begreifen und ganz verstehn will. Das ist nun aber freilich nicht Allen möglich; denn Rom ist wenigstens von uns weit genug, und sowol die Reise als der Aufenthalt kosten viel. Es bleibt demnach den Meisten nichts übrig, als aus Erzählungen, Beschreibungen und Abbildungen sich einen Begriff von den einzelnen Merkwürdigkeiten Roms zu machen, so gut es denn nun eben gehn will. Auch wir wollen es versuchen, etwas davon zur Stillung der Wißbegierde herauszuheben. In solcher Absicht stellen wir uns jetzt hier zuerst ein Bild vor Augen, welches uns eine, allen Reisenden unvergeßliche Stelle der großen Wunderstadt vergegenwärtigt. Wir sehn auf demselben eine ziemlich große Brücke über einen Fluß, hinten eine mächtig hervorragende Kirche mit einer ungeheuren Kuppel, an die sich rechts bedeutende Gebäude anschließen, und auf derselben Seite am Ende der Brücke verschiedenes festungsartiges Mauerwerk und ein Stück eines hohen thurmartigen Bauwerks. Der Fluß ist die so berühmte Tiber, und die Brücke die sogenannte Engelsbrücke. Diesen Namen hat die letztere theils davon, daß ihr Geländer mit Bildern von Engeln verziert ist, theils aber auch deshalb, weil sie nach der Engelsburg führt. So heißt nämlich eine Art von Festung, die hauptsächlich aus einem runden Thurme besteht, von welchem wir hier nur etwa den dritten

Theil gewahr werden. Er ist oben platt und mit mehreren kleinen Gebäuden besetzt, von denen auf der Abbildung auch etwas zu sehn ist. Auf dem mittelsten und höchsten derselben steht gleichfalls ein sehr großes Engelsbild aus Metall. Ein alter römischer Kaiser, Hadrian, hatte sich diesen Thurm anfangs zu einem stillen Grabmale bauen lassen, und damals gewiß nicht geahnt, daß daraus eine, bisweilen recht viel Lärm machende Festung werden würde! — Die Kirche, die man hinten sieht, ist die schöne Peterskirche, und der daranstoßende Pallast der Vatican, die Residenz des Papstes. Man zeichnet diese Ansicht eines Theiles von Rom nicht nur deshalb aus, weil man hier eine Gesammtansicht der genannten merkwürdigen Bauwerke hat, sondern auch vornehmlich deshalb, weil sie an eine sehr vorzügliche Augenweide erinnert, die man daselbst zweimal im Jahre, am Feste des heiligen Petrus in der Nacht vom 29. auf den 30. Junius, und am Krönungstage des Papstes haben kann. Es wird nämlich alsdann nicht blos die ganze Vorderseite der Peterskirche, die man hier sieht, bis an die Spitze der Kuppel aufs herrlichste mit Lampen erleuchtet, so daß sie wie eine wunderbare feurige Riesenzeichnung auf dem dunkelblauen Himmel aussieht; sondern einige Zeit später, zu Anfang des Festes und dann wieder am Ende desselben, steigt von der höchsten Spitze der Engelsburg die sogenannte Girandola auf, eine Feuergarbe von 5000 Raketen, in deren Leuchten die ganze Peterskirche glühend zu werden scheint. Es sieht schon wegen des besonderen Ortes und der schönen Gebäude ungemein herrlich aus, und ein großer Dichter sagt: es sei ihm ganz wie ein Mährchen gewesen. Der große Maler und Bildhauer Michel Angelo war der Erfinder dieses überraschenden Schauspiels. Zwischen den beiden großen Feuergarben vergnügt man das zahlreich versammelte Volk mit kleineren Feuerwerken, Kanonenschlägen, Geschützabfeuern, und dergleichen mehr. Was übrigens die Girandola an sich betrifft, so ist sie zwar allerdings sehr schön; aber man hat in Rußland, z. E. bei den prachtvollen Festen in Peterhof, wol ganz andere Raketengarben gesehen, gegen welche die hier beschriebene wirklich nur sehr wenig sagen will; denn dort sind wol 50,000 und mehr Raketen auf einmal in die Luft gefahren. Der dortigen gleichfalls berühmten und in der That wundervollen Illumination wollen wir nicht einmal gedenken. So hat jedes Land sein Schönes und Großes; wenn man es nur weiß! —

Die Peterskirche und der Vatican zu Rom in Vogelansicht.

Auch dieses Bild führt uns nach Rom, und stellt uns Einiges, was wir schon auf der vorigen Abbildung bemerkt haben, noch genauer und vollständiger zu näherer Betrachtung vor Augen. Wir sehen nämlich hier nicht nur die Peterskirche ganz bis unten zu, und den angränzenden Pallast des Vaticans noch deutlicher: sondern wir erblicken auch den vor der ersteren befindlichen schönen Petersplatz, der uns auf dem vorhergehenden Bilde verborgen blieb. Eine doppelte Colonnade oder Säulenreihe schließt ihn in einem Halbkreise (der Hauptrichtung nach) von beiden Seiten ein; und es ist sehr angenehm, darin herumzuwandeln. In der Mitte des Platzes steht eine gewaltig hohe Spitzsäule oder ein Obelisk, den einst der Papst Sixtus V. nebst noch anderen, die von römischen Kaisern mit großen Kosten aus Egypten gebracht worden waren, 1586 aufrichten ließ. Man machte damals ein großes Wunder aus den dazu gebrauchten Maschinen und aus der ganzen Unternehmung. Aber um wie viel weiter sind wir doch jetzt gekommen! Dieser Obelisk erscheint nur gering gegen die riesige Alexandersäule in St. Petersburg, welche das größte derartige Monument in der Welt, aus einem einzigen Blocke Granit ist; und die bei ihrer Aufrichtung gebrauchten Gerüste und Maschinen sind mit das Merkwürdigste, was unsere Zeit nur aufzuweisen hat. Dagegen wird aber wieder die Peterskirche, die wir hier schauen, für die schönste christliche Kirche gehalten, die es auf Erden von solcher Bauart giebt. Von eben dieser Bauart, von der Erhabenheit der ganzen Kirche, und von ihrer reichen Verzierung kann auch unser kleines Bildchen uns nicht einmal einen schwachen Schatten geben. Der Mensch, der zum ersten Male hineintritt, verschwindet fast ganz in dem ungeheuren großen Raume dieses prachtvollen Tempels; er kommt sich klein wie eine Fliege vor; und es schwindelt ihm, wenn er sein Auge erhebt, besonders unter der Kuppel, die ihres Gleichen nicht hat. Man kann sich ungefähr einen Begriff von ihrer Höhe und Ausdehnung machen, so wie überhaupt von dem ganzen Gebäude, wenn man sagt, daß unter ihr innerhalb der Peterskirche noch recht gut eine andere Kirche mit einem hohen Thurme Platz hat. Das Kreuz, welches den Gipfel dieser Kuppel ziert, ist 424 Fuß vom Boden der Kirche entfernt. Sie ruhet auf vier ungeheuren Säulen, und von ihr



Die Peterskirche und der Vatican zu Rom in Vogelansicht.

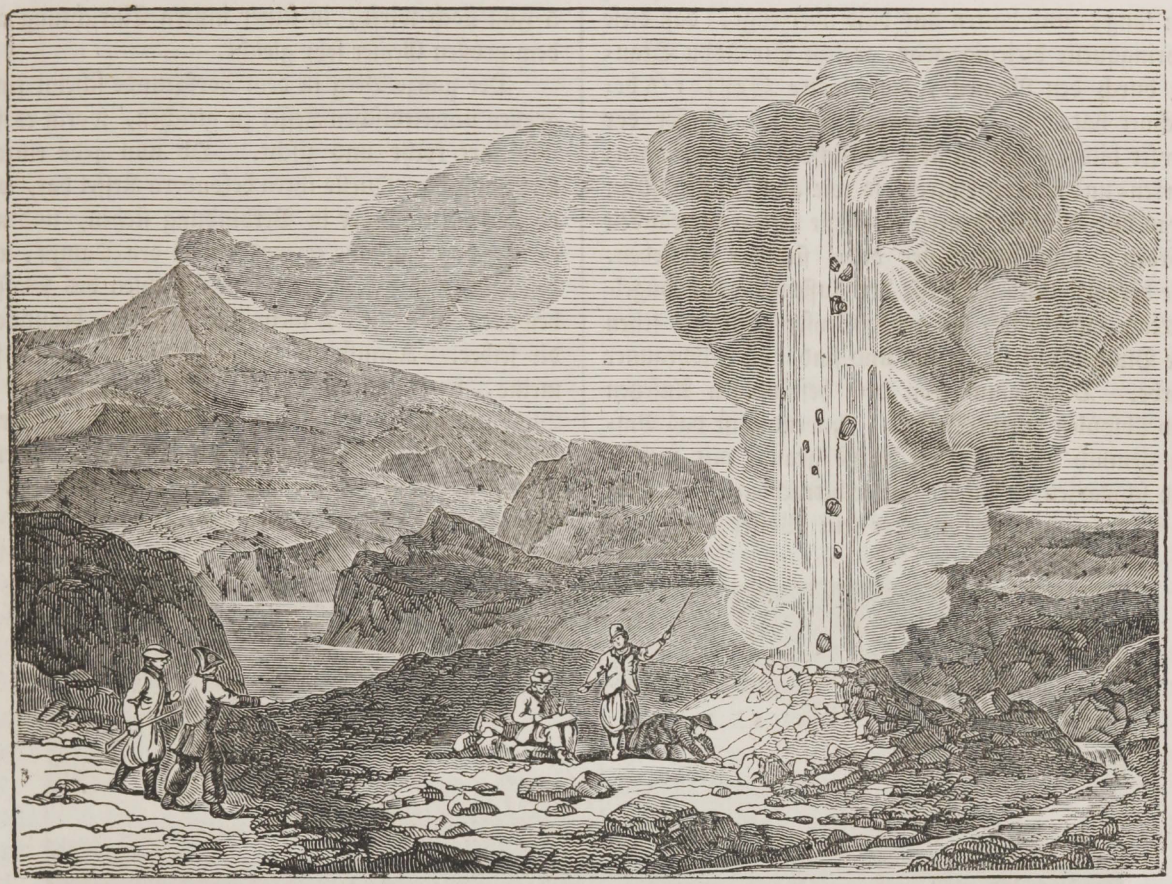
hat man die köstlichste Aussicht über ganz Rom. Alles in dieser herrlichen Kirche, auch die Säulengänge und breiten Treppen, ist vom schönsten Marmor. Die berühmtesten Baumeister haben aber auch an ihr über anderthalbhundert Jahre gebauet, und sie hat über 80 Millionen Silberrubel nach russischem Gelde gekostet. Im Jahre 1507 soll der Grundstein gelegt worden sein; mithin steht sie von der Zeit an gerechnet jetzt schon über 300 Jahr ungefähr. Die schöne Kasansche Kirche in St. Petersburg (Kirche der Mutter Gottes von Kasan) ist gewissermaßen auch nach dem Muster der Peterskirche gebaut, obgleich in anderen Verhältnissen und mit verschiedenen Aenderungen. Auch sie macht durch Schönheit und Pracht einen großen Eindruck auf jeden Beschauer. — Zu beiden Seiten des Obeliskes sehen wir noch auf unserm Bilde zwei schöne Springbrunnen. Die bekannte Königin Christina von Schweden, des großen Gustav Adolphs Tochter, welche ihrem Reiche entsagt und die katholische Religion angenommen hatte, war unter andern auch von diesen Springbrunnen ganz entzückt, als sie dieselben zum ersten Male erblickte. Endlich, nachdem sie sich lange genug daran ergötzt hatte, winkte sie mit der Hand, und rief auf italienisch: basta! das heißt: es ist genug! — Sie meinte nämlich, man ließe nur eben ihr zu Ehren Wasser springen, wie die Wasserkünste in manchen andern Orten, und könne die Brunnen wieder anhalten. Aber diese schönen Fontainen hörten zu ihrer Verwunderung nicht auf, und spielen mit ihrer reichen Wasserfülle noch heute vor dem König wie vor dem Bettelmann. — Doch wir müssen uns von ihnen und von der Wunderkirche trennen, um noch einige Blicke auf den Wunderpallast rechts, den Vatican, zu werfen. Hier auf dem Bilde sieht man es ihm kaum an, was er in der Wirklichkeit ist; nämlich ein wahrer Inbegriff des Herrlichsten uud Kostbarsten, was namentlich die Kunst in ihren schönsten Zeiten nur hervorbringen konnte, weshalb denn auch die Künstler gleichsam ganz darauf versessen sind. Insbesondere sind da Bildsäulen und Gemälde zu finden, die einzig in ihrer Art sind, und einen ganz unschätzbaren Werth haben. Sechs und zwanzig große Säle sind blos mit solchen Herrlichkeiten angefüllt. Man kann wol von ihnen mit Recht sagen, daß sie weltberühmt seien. Auch sind die mei-

sten oft in großen Prachtwerken abgebildet und unzählige Male beschrieben worden. Bei Fackellicht die Bildsäule zu betrachten, ist ein ganz außerordentlicher und unvergeßlicher Genuß; denn da scheint Alles zu leben und reden zu wollen. Auch eine ungeheure und viele Seltenheiten enthaltende Bibliothek hat der Vatican, die für den Gelehrten sehr bedeutend ist. Es steht ihr ein sehr gelehrter und angesehener Geistlicher der katholischen Kirche vor, der Prälat Angelo Mai, welchen die Universität Dorpat bei der Feier ihres fünf und zwanzigjährigen Jubelfestes am 12. Decbr. 1827 wegen seiner großen wissenschaftlichen Verdienste zum Doctor der Rechte ernannte. So knüpft die Wissenschaft auch die Entferntesten in Süd und Nord zusammen! — Noch ist ist im Vatican die sogenannte sixtinische Capelle berühmt, in welcher in der stillen Woche die rührendste kirchliche Gesangmusik, blos von Singstimmen, aufgeführt wird, die jedes fühlende Herz tief ergreift. Ganz besonders schön ist sie am Charmittwoch Nachmittag. Gewöhnlich werden dann 13 Psalmen gesungen, und bei jedem eins der 13 pyramidalisch aufgestellten Lichter verlöscht, bis nur ein einziges vor dem Bildnisse der Mutter Gottes übrig bleibt. Endlich erlischt auch dieses; und nun hört man das berühmte Miserere, den erschütternden Klagegesang: Herr, erbarme Dich unser! — Tausend Thränen fließen dann aus den Augen der Reuigen dem Andenken an Jesu Christi bitteres Leiden und schmerzlichen Kreuzestod um der Sünder willen. — Der ganze Vatican enthält 11,000 größere und kleinere Gemächer, wonach man schon seinen Umfang beurtheilen kann. Er steht durch eine schöne Marmortreppe mit der Peterskirche in Verbindung. An den vier letzten Freitagen vor der Osterwoche wimmelt der hier abgebildete Petersplatz am Nachmittage von Menschen, die in der Kirche am Grabe des heiligen Apostels Petrus beten wollen. Aber es geht nicht so still dabei an diesem Orte her, wie man denken sollte. Denn auf einer Seite winselt und schreit da eine große Anzahl von Bettlern; auf der andern aber werden frische Kuchen mit gewaltigem Geschrei ausgeboten, mit welchen man, nach herrschender Sitte, durchaus dann die Damen dort tractiren muß. Auf diese Weise vereint man ganz wunderlich Andacht und Weltlust. So sind nun die Römer! —

Der große Geyser auf der Insel Island.

Die Vulkane sind von den übrigen Bergen der Erde durch die meist kegelförmige äußere Form auffallend unterschieden. Die Römer und Griechen fabelten, daß der Waffenschmied ihrer Götter, Vulkan, seine Werkstätte in den Schlund des Aetna auf Sicilien habe, und legten diesem Berge zunächst den Namen Vulkan bei. Später ist dieser Name auf alle speiende Berge übergegangen.

In Italien sind von jeher vulkanische Ausbrüche häufig und zahlreich gewesen; aber kein Land der bekannten Welt hat wohl eine so weite Oberfläche, mit Vulkanen fast besäet, aufzuweisen, als die Insel Island. Mackenzie erzählt von seiner Reise, die er im Sommer 1810 durch die Insel machte, daß sie dort einen Flächenraum von fast 3000 Quadratmeilen ununterbrochen einnehmen. Der bekannteste aller Vulkane auf Island ist der Heckla, welcher sich im Süden der Insel, nicht weit von der Küste, befindet. Er ist auf seinem Gipfel, wie die übrigen auch, das ganze Jahr von Schnee bedeckt, und stellt daher bei jedem Ausbruch den furchtbarsten Kampf zwischen Hitze und Frost, zwischen Feuer und Eis dar, und den Ausfluß der Lava begleitet zugleich ein verheerender Wasserstrom, aus geschmolzenem Schnee und Eismassen gebildet. Aber besonders sind unter den vulkanischen Merkwürdigkeiten dieser Insel die Ausbrüche der Geyser zu betrachten, deren einer vorzugsweise der große Geyser genannt wird, und von welchem die vor uns liegende Bildertafel eine Darstellung bietet. Er liegt, nebst andern seines Gleichen, in einer bergigen Gegend, 3 bis 4 Meilen von dem Orte Skalholt. Wir theilen hier das Wesentliche der Beobachtungen des schon genannten englischen Reisenden Mackenzie mit, die sich durch Klarheit und Vollständigkeit auszeichnen. An der Westseite eines etwa 300 Fuß hohen Hügels steigt aus vielen Stellen der dort befindlichen Thonbänke ein starker Brodem — Wasserdampf — hervor, während in Höhlungen Wasser lebhaft kocht. Ein Bassin, welches in einer Dimension 56, in einer andern 40 Fuß hat, befindet sich auf dem Gipfel desselben. Am 27. Juli, Nachmittags 2¾ Uhr, fanden wir dieses Bassin voll heißen Wassers. Wir gingen weiter, um andere Stellen, von denen Dämpfe aufstiegen, näher zu betrachten, und kehrten, nach Beendigung solcher Untersuchungen, zu dem großen Geyser zurück, um von der Ueberrindung desselben einige Exemplare zu brechen. Ich versuchte hart am Rande des Beckens mir ein Stück desselben abzuschlagen; aber, kaum hatte ich einige Schläge mit dem Hammer ge-



Der große Geyser auf der Insel Island.

than, als ich einen etwas entfernten Kanonendonner zu hören meinte, und ich zugleich fühlte, daß der Boden unter mir, mit starker Gewalt erschüttert wurde.

Nachdem sich dieser Schall einige Mal, unregelmäßig und schnell, wiederholt hatte, stieg plötzlich das Wasser, begleitet von Dampfwolken in einer großen Säule von 10 bis 12 Fuß empor; dann schien sie zu bersten, und wogte im Heruntersinken so stark, daß das Wasser im Bassin in beträchtlicher Quantität überfloß. Bald nach diesem Ausbruche fuhr es noch einmal zu einer Höhe von etwa 15 Fuß empor; und alsdann folgten nacheinander wol noch 18 Strahlen, deren höchster vielleicht 50 Fuß Höhe zu haben schien, von ziemlich dichten Dampfwolken begleitet und umgeben. Nach dem letzten Strahl, dem heftigsten, lief das Wasser des Bassins in eine Röhre desselben, und war augenblicks verschwunden. Die Hitze des Bodens trocknete denselben schnell, und der Wind hatte den Dampf verjagt, sobald das Herausspritzen aufhörte. Um die Röhre zu untersuchen, stiegen wir sogleich in das Bassin. Der Durchmesser dieser Röhre oder Grube war 10 Fuß, erweiterte sich aber nach oben bis zu 16 Fuß, ihre senkrechte Tiefe vielleicht etwas mehr als 60 Fuß. War das Wasser in die Röhre versunken, so sah man nicht den mindesten Dampf; selbst bei vollem Bassin war der Dampf sehr gering. Die ganze Gesellschaft hatte sich mit Steinen versehen, und warf dieselben, als das Wasser ganz ruhig war, auf ein gegebenes Zeichen, zugleich in die Röhre. Kaum war dieses geschehen, so erfolgte ein heftiges Aufwallen des Wassers, ward aber bald wieder ruhig. Später hatten wir noch Gelegenheit zu bemerken, daß das Wasser, ohne vorhergegangene Zeichen, plötzlich 30 bis 40 Fuß in die Höhe strahlte. Wir hatten unser Zelt ungefähr 120 Schritt vom Geyser aufgeschlagen, und uns so eingerichtet, daß, während der Nacht, einer beständig wach sein mußte; um 4 Uhr morgens weckte uns Hr. Bright, und wir hatten ein sehr interessantes Schauspiel. Etwa 60 Schritt von unserem Zelt, an einer Stelle, auf die wir vorher gar nicht gemerkt hatten, stieg ein Wasserstrahl, von tosendem Brodem begleitet, hervor, und bildete eine glänzend weiße Säule von wenigstens 60 Fuß Höhe. Wir hatten diese außerordentliche und prachtvolle Erscheinung fast drei Stun-

den lang, und hatten uns bald überzeugt, daß diese Springquelle diejenige war, welche Sir John Stanley durch den Namen „der neue Geyser" bezeichnet hat. An dem Bach, den das Wasser der Geyser bildet, fanden wir köstliche Versteinerungen, Birken- und Weidenblätter, so wie auch Torfmassen; Gras und Binsen, waren in weiße Steine verwandelt worden, und jede Faser dabei sichtbar geblieben. Die hervorstehenden Theile der Außenseite des Hügelbeckens, worin sich der große Geyser befindet, sehen wie Blumenkohl-Köpfe aus und sind von gelbbrauner Farbe. Dies kommt von dem beständigen Ansetzen und Abspülen durch Wasser. Inwendig ist das Bassin ziemlich glatt und die Masse grau, mit weißen und schwarzen Streifen. Wir betrachteten nun noch den kleinen Geyser, der sein Wasser nur 4 bis 5 Fuß hoch wirft, in seiner innern Einrichtung aber dem großen Geyser sehr gleicht.

Der ganze Berg in dem Torfgrunde scheint einem großen unterirdischen Kessel zu gleichen, worin es fort und fort kocht und zischt. Ob nun jede einzelne Oeffnung oder Quelle ihren besondern Kessel hat, oder ob alle mit einander in Verbindung stehen, und was es ist, das die Hitze erzeugt; und den Dampf, und den Knall, und das wechselnde Strahlen des Wassers bewirkt; dies Alles, mein junger Leser, beantworte dir selber. Kannst du das aber nicht, wie ich fast meine, so erkenne in diesem Allem, Den, der die Blitze schleudert, die Wolken sammelt; der die Erde, als einen Ball, hinaus warf in das Leere! Erkenne in diesem Allen Den, der die Erde anschauet, so lebet sie; der die Berge anrühret, so rauchen sie.



Das Nordlicht.

Das Nordlicht gehört unter die noch räthselhaften Lufterscheinungen, und hat man über seine Entstehung und Beschaffenheit bis auf die neuesten Zeiten gar mancherlei willkürliche Grundsätze ausgesprochen. Viele Naturforscher zählen dasselbe zu den elektrischen Lufterscheinungen. Die meisten, vollständigsten und schönsten Nordlichter werden im hohen Norden, also in Sibirien, Lappland, Island, Grönland und Nord-America beobachtet. Am häufigsten erscheinen sie dort nach der Herbst- und vor der Frühlings-Nacht-

gleiche, und nehmen meist in den ersten Abendstunden ihren Anfang. Ihre Dauer ist verschieden; bei manchen einige Stunden, bei andern die ganze Nacht hindurch. Nach dem Aequator hin werden die Nordlichter immer seltner und schwächer; der südlichste Ort auf der nördlichen Halbkugel, wo man Nordlichter beobachtet hat, ist Lissabon. Eine ähnliche Lichterscheinung findet sich auch in den Gegenden des Südpol's, wo sie Forster, als er den Capitain Cook auf seiner Reise um die Welt begleitete, mehrmals beobachtet hat. Diese Erscheinung muß dort natürlich das Südlicht heißen. Allgemein könnte man sie auch wol das Polarlicht nennen. Hier, auf unserer Bildertafel sehen wir über dem Horizont einen blassen Schein, in Form eines Kreisabschnittes, welcher nach innen begrenzt ist, durch welchen die Sterne hindurch flimmern. Oft ist diese Form der Schluß dieses Phänomens; aber eben so oft ist es auch nur das Vorspiel zu einem viel prachtvolleren, welches vielleicht erst nach einer vollen Stunde an das Himmelsgewölbe tritt. Ein's der prachtvollsten Nordlichter, welches vielleicht gesehen worden ist, hat der Akademiker Parrot hier in Dorpat den 22. October 1804 beobachtet, und beschreibt dasselbe folgendermaßen: Abends zwischen 6 und 7 Uhr ließ mich unser damaliger fleissiger Astronom, Prof. Knorre benachrichtigen, daß der Himmel sich zu einem Nordlichte anschicke. In der That beobachtete ich gegen 7 Uhr in N. N. O. einige matte Lichtzüge, welche sich vom Horizont zu erheben und nahe dem Scheitelpunkte sich zu endigen schienen. Diese Luftzüge kamen in ungleichen Zeiträumen von 5 — 15 Minuten, und nahmen an Stärke zu. Anfangs hörte ich kein Geräusch. Nach und nach war ein Knistern bei jedem Lichtzuge immer deutlicher hörbar, und verwandelte sich allmählig in ein starkes Prasseln und Rauschen, das mit dem Geräusche des zerreißenden Tafts einige Aehnlichkeit hatte, noch besser mit dem Geräusch einer stark vom Winde geblasenen Flamme einer Feuersbrunst. Dieses Geräusch dauerte jedesmal nur so lange, als das Auffahren des Lichts. Nach jedem solchen Auffahren war weder Geräusch noch Licht wahrzunehmen. Bei zunehmendem Meteore bildete sich nach und nach am Horizonte in N. N. O. und etwa 15° herauf ein blasser, dauernder Schein, der die Sichtbarkeit der Sterne nicht hinderte; es war sehr kalt und ganz helles Wetter. Um 9 Uhr milderte sich die Erscheinung; die Lichtzüge wurden matter und seltener; um 10 Uhr hielt ich Alles für beendigt. So weit stimmten die Beobachtungen des Professors Knorre, der sich um diese Zeit zu Bette legte, mit den meinigen überein. Gegen 11 Uhr wurde ich durch meine Frau aufmerksam gemacht, daß es draußen hell wäre. Ich sah aus dem Balkon meiner Wohnung, und erblickte den ganzen Himmel wie in Flammen; ich eilte ins Freie, und sah das nun vollendete, herrliche Meteor. Sehr nahe am Scheitelpunkt von Dorpat, etwas südwestlich, war ein völlig dunkler Kreis; um denselben, wie ein glänzendes Diadem, eine vollkommen kreisförmige Zone von starkem, aber nicht blitzendem, sondern ruhigem, weißem Lichte, welche von einem etwas dunkelm Reife begrenzt war. Von diesem dunkeln Reife ab senkten sich nach allen Himmelsgegenden breite Strahlen von farbigem Lichte, unter welchen man vorzüglich Blau, Roth, Hellgelb und Grün unterschied, bis zum Horizont herab, welche den Himmel in eine einzige, aus den Farben des Lichts zusammengesetzte Kuppel verwandelten. Von N. N. O. rasselten die Lichtzüge mit starkem Geräusch und häufiger als vorher, und endigten sich in der Krone, welche aber nicht im mindesten davon gestört wurde, sondern vielmehr neuen Glanz zu erhalten schien. Die auffahrenden Lichtzüge waren milchfarbig. Merkwürdig ist es, und meines Wissens noch nicht beobachtet oder erzählt, daß die Krone des Meteors nicht völlig an derselben Stelle blieb, sondern in der Zeit meiner Beobachtung — die ich auf etwa 10 Minuten schätze — um 8 bis 10° nach S. O. rückte. Das Meteor verschwand allmählig in allen seinen Theilen durch Abnahme des Lichts; auch sah ich in der letzten Zeit und nachher keine Lichtzüge mehr. Der dunkle Kreis schien mir im Durchmesser beinahe doppelt so groß als die Sonnenscheibe, und die Lichtzone etwa $\frac{1}{10}$ vom Durchmesser des dunkeln Kreises zur Breite zu haben. Ich hatte keine Art von Winkelmesser zur Hand, auch kein Fernrohr, und es zog mich das herrliche Schauspiel zu sehr an, als daß ich es hätte verlassen können."

Dies nämliche Nordlicht beobachtete der Professor Lampadius in Freiberg; man sieht aber sogleich aus dessen Bericht, daß das Nordlicht in Freiberg lange nicht so stark und prachtvoll erschienen war, als es sich in Dorpat gezeigt hatte.

Unsere Bildertafel stellt eine Winter-Landschaft in Lappland dar, die nur durch einige mit Rennthieren bespannte Schlitten auf der öden Schneefläche, belebt wird. Dies veranlaßt mich, euch, meinen jungen Lesern, einiges von diesem, im tiefen Norden wohnenden Volke zu erzählen. Der Reichthum der Lappländer besteht in ihren Rennthieren, deren manche wol ein paar Tausend Stück besitzen. Es hat dieses Thier die Gestalt des Hirsches. Der kräftige

Leib ist mit schlanken und nervigen Gliedern versehen. Das freie Haupt ziert ein klares, großes Auge, und ein leichtes, rundes, mit vielen Zacken versehenes Geweih. Auf seinem breiten, klappenden Hufen schießt es über die Schneefläche wie ein Pfeil dahin. Der dichte, dunkle Pelz ist ein vortreffliches Winterkleid, und der lange Bart schützt Brust und Hals. Es kämpft gegen den Bären mit dem Geweih und erlegt den räuberischen Wolf mit dem tüchtigen Hinterhuf. Aber eine kleine, unbedeutend scheinende Feindin hat es, die Dasselfliege, die verfolgt es, wie eines Verläumders Zunge, und es vermag nicht ihm zu entfliehen. Sie legt ihm ein Ei auf den Rücken, und kriecht die Larve daraus hervor, so bohrt sie sich ihm ins Fleisch, und es muß dieselbe ernähren, unter nicht geringen Qualen. Der Lappländer zieht deshalb mit dem, ihm so nützlichen Rennthier, im Sommer in höhere Gegenden. Wahrlich, der Lappländer verdankt aber auch dem Rennthiere vieles, daß man sagen könnte: fast alles. Es opfert dem Menschen alle seine Kräfte. Es zieht seinen Herrn mit Sturmes Schnelle über unwegsame Ebenen; es folgt ihm auf Ruf und Wink; es ernährt ihn mit fetter Milch. Der Lappländer ißt das Fleisch des Rennthiers, er trinkt sein Blut; er zieht dessen Pelz an, als Trutz gegen die grimme Kälte. Ja, die Hufe und Knochen müssen ihm als Trinkgeschirre dienen. Und seine Nahrung ist, während des langen Winters, das isländische Moos, das sich das Rennthier mit Hülfe der Hufe und des Geweihes unter dem tiefen Schnee hervorscharrt und schaufelt.

Am Schluß mag hier noch zu besonderer Ergötzung eine Stelle aus einem Buche über die Lappländer stehen, woran sich der junge Leser in der richtigen Interpunktion perfectioniren mag.

Der Lappländer ist ein armer Mensch. Fleisch ißt er; nicht aber Fische. Früchte fehlen ihm zwei Monat. Sieht er die Sonne nicht, so muß er im Finstern liegen, ehe er das Tageslicht wieder erblickt. Haben wir schöne Tage durch Nordlichter? Wird ihm endlich geholfen?

Das Bambusrohr.

Wer dieses Gewächs zum ersten Male aus einiger Entfernung erblickt, und vorher noch nichts Aehnliches gesehn hat, der wird gewiß meinen, irgend einen seltsamen Baum, etwa eine wunderbar gestaltete Palme, zu schauen. Aber wenn er näher hinzutritt, und sorgfältiger untersucht, so überzeugt er sich am Ende, daß dieser scheinbare große Baum nichts



weiter sei, als nur eine ungewöhnlich starke und hohe Art von Rohr. Die beigefügte Abbildung stellt seine wirklich überraschende Gestaltung sehr gut dar. Es wächst dieses sogenannte Bambusrohr vornehmlich in Ostindien und in den angränzenden Ländern; dann freilich auch in America, aber lange nicht in solcher Kraft und Schönheit, ja nicht einmal in solcher Menge, wie dort. Sein Wachsthum ist ganz außerordentlich schnell, so lange es noch jung ist, und es erreicht in ziemlich kurzer Zeit eine Höhe von 50 bis 60, bisweilen auch wol von 80 Fuß. Die Dicke geht häufig bis zu 2 Fuß, auch wol noch drüber. Jung enthält es eine ziemliche Menge Zuckersaft. Je größer es wird, desto mehr nimmt es auch bis zur Zeit des Abschneidens an Härte zu. Völlig ausgewachsen zeigt es einen Hauptstamm (denn Halm oder Schaft kann man wol einen solchen Balken nicht mehr füglich nennen), der sich oberwärts gleichsam in Aeste theilt, wodurch denn eben das Gewächs die Hauptähnlichkeit mit einem Baume gewinnt. Die frische noch saftige Rinde sieht grün aus; trocken wird sie gelb. Unter dieser Rinde liegt ein weißes lockeres Mark, welches in der Mitte eine Höhlung hat. Je älter das Bambusrohr wird, desto mehr nimmt auch diese Höhlung zu, so daß bei recht alten Stämmen fast nichts mehr vom eigentlichen Marke zu bemerken ist. Allein diese Höhlung geht keineswegs gerade fortlaufend durch den ganzen Stamm, sondern da, wo dieser durch seine Knoten unterbrochen wird, findet sich auch inwendig eine Art von fester Zwischen-

wand. Schneidet man demnach ein Stück Bambus erst unter dem Knoten, hernach aber auch über dem Knoten in beliebiger Höhe ab, so hat man gleich ein fertiges Holzgefäß. Auswendig sind diese Knoten theils mit einer Art von Stacheln, theils auch mit spitzigen Blättern besetzt. Diese Blätter fallen alle ab, wenn das Gewächs blühen und seine Saat tragen will. Dies letztere pflegt indessen, wie man sagt, nicht eher zu geschehen, als wenn das Bambusrohr schon gegen 60 Jahr alt ist: und nach der Blüthe und Saatreife soll es ganz aussterben. Die Blüthen stehn in Rispen oder lockeren Aehren, und in unserer Abbildung sind sie es vorzüglich, die dem ganzen Gewächse dieses palmenartige Ansehn geben. Die jungen dünnen Bambusröhre braucht man bei uns häufig zu Spazierstöcken, da sie sehr leicht und biegsam sind. Mancher mag ein solches knotiges Rohrstöckchen lange getragen haben, ohne einmal zu wissen, daß es ein Stück junges Bambusrohr sei. Man macht freilich solche Stöckchen auch von weichem Holze nach; allein man kann die ächten sogleich nicht nur an der eigenen Form der Knoten, sondern auch ganz besonders an den zarten Streifchen erkennen, welche die Kunst nicht nachahmen kann. Wenn unten an einem alten Stamme solche Röhrchen erst aus der Erde sprossen, so sehen sie dem Spargel sehr ähnlich, und sind weich und saftig. Sie haben eine blasse grünlichgelbe Farbe, und lassen sich auch ganz wie Spargel schneiden. Diese zarten Rohrsprossen nun geben eine besondere Art von kräftigem Gewürz ab, welches ehedem so berühmt war, daß man in vornehmen Küchen fast keine einzige Fleisch- oder Fischspeise ohne einige Zuthat davon bereiten wollte, besonders, da man es für ein höchst magenstärkendes Mittel hielt. Man nannte es Azia, Achia oder auch la Chia. In den meisten Naturgeschichten wird es fälschlich als ein Confect oder süßes Eingemachtes beschrieben, da es doch stark und streng schmeckt, fast wie eine Art der auch bei uns bereiteten Gewürzgurken. Man legt auch die Bambussprossen wirklich mit allerlei Gewürz und sonstigen Zuthaten in sehr scharfen Kocosessig, fast wie man es mit den sogenannten Pickle-Gurken macht, und so wurden sie ehedem sehr häufig nach Europa gebracht. Jetzt scheinen sie bei uns viel seltener gebraucht zu werden; in Hamburg indessen noch ziemlich. Noch eine andere Leckerei gewinnt man von dem Bambusrohr, nämlich den Rohrzucker, auch Tabaschir oder Tabarir genannt, dessen Entstehung früher den Meisten unbekannt war. Er bildet sich ganz von selbst an den Knoten des Bambusrohres von dem dort ausschwitzenden inneren Zuckersafte, und sieht wie eine Art trübes, bläuliches Bonbon aus. Es ist spröde, nicht sehr hart, von sehr süßem Geschmack, und wird eben nicht so häufig gefunden. Die Araber und Perser schätzen es fast dem Golde gleich. Diese Raritäten sind indessen nur der allergeringste Nutzen des Bambusrohrs. Daß man es zu Gefäßen anwende, ist schon oben gesagt worden. Diese zu bereiten, macht indeß keine geringe Mühe; denn der alte Bambus ist außerordentlich hart, und in die Quere sehr schwer durchzuschneiden; dagegen läßt es sich recht leicht der Länge nach spalten. Die dicken Bambusstämme sind ordentliche Balken, die man wie Bauholz zu Gebäuden benutzt. Oft sieht man in China Verbrecher an einen großen Bambusklotz angekettet, den sie nur mit Mühe herumschleppen können; auch machen sich manche Unglückliche, die ihre Beine verloren haben, eine Art Stelzfuß davon, da das verstümmelte Glied gut in die Höhlung paßt. Dünnere Röhren dienen zu Pfählen, Einzäunungen u. dgl.; die dünnsten als Strafinstrumente. In China sieht man gar häufig Leute, die sich in irgend einer Art vergangen haben, sogleich mitten auf der Gasse hinstrecken; zwei Personen halten sie dann an Kopf und Füßen fest, und ein Dritter arbeitet mit dem Bambus tüchtig auf ihre Kehrseite los. Selbst mancher vornehme Mann muß sich zuweilen so ein Tractament gefallen lassen. In Batavia züchtigt man gleichfalls für gewöhnlich die Sclaven mit Bambusröhren. Die Indianer machen mit zwei harten Stücken Bambusholz Feuer an, indem sie dieselben äußerst schnell an einander reiben, und dann ein trocknes Blatt dazwischen halten, welches sich sogleich entzündet. Europäern gelingt dies Kunststück äußerst selten. Aus der Rinde des Bambus bereitet man, besonders in China, eine Art Papier, und aus den längeren Blättern geflochtene Matten. Auf starken Bambusstäben trägt man auch gewöhnlich alle Lasten weg, die durchaus getragen werden müssen, und man sieht auf diese Weise in China oft erstaunlich schwere Massen von einem großen Haufen Menschen weiter schaffen. — Noch ist nicht zu übersehn, daß unsere kleine Abbildung uns auf etwas sehr Wichtiges aufmerksam macht. Es pflegen sich nämlich sehr oft in dem dicht gewachsenen Bambusrohre Schlangen der größten und stärksten Art zu verbergen, welche sich darin, so wie an Bäumen, bis oben hinaufwinden, dort auf ihre Beute lauern, und, wenn diese nahe genug ist, plötzlich auf sie herabstürzen. Der arme Mann auf dem Bilde sieht nicht, was wir sehen. Es wäre ihm wol zu rathen, sich schnell davon zu machen, wenn's nicht schon zu spät dazu ist! — Wir lernen wenig-

stens von ihm: daß es doch gut sei, nicht stets nur vor sich hin, oder auf seine eigenen Füße, oder rund umher, sondern auch zuweilen über sich in die Höhe zu schauen, damit Einem nicht etwa von oben her unerwartet ein Unglück auf den Kopf fahre.

Der Münster zu Straßburg.

Straßburg ist eine schöne große Stadt nicht weit vom Rheine in der Provinz Elsaß, welche jetzt seit schon längerer Zeit zu Frankreich gehört. Ehemals war dies Ländchen ein Theil von Deutschland, und auf den Dörfern wird noch jetzt meist deutsch gesprochen, obgleich die Leute auch wol französisch verstehn. In Straßburg selbst hört man dagegen fast nur die französische Sprache. Straßburg ist durch Mancherlei sehr berühmt; unter andern durch seine Universität, auf der sich insbesondere gute Aerzte bilden. Aber doch ist daselbst nichts, wonach die Reisenden gleich nach ihrer Ankunft mit so großem Eifer fragen, als nach dem sogenannten Münster, das heißt, nach der großen Hauptkirche in Straßburg. Und der ist denn auch wirklich ein so bewundernswürdiges Werk, daß es nur wenig Kirchen in der Welt giebt, die an Größe, Künstlichkeit des Baues und ehrwürdiger Pracht dieser an die Seite gestellt werden können. Schon in weiter Entfernung sieht man seine hohe Spitze, und um so mehr wird die Erwartung der herannahenden Reisenden auf seinen vollständigen Anblick gespannt. Diesen giebt uns, so gut das bei einem solchen Maaßstabe möglich ist, und zwar von der Seite des Haupteinganges, das hier mitgetheilte Bild. Und wahrlich! selbst schon durch dieses Bild bekommt man Respect vor der gewaltig hohen Kirche und vor dem noch weit gewaltigeren Thurme! Wie klein sehen nicht selbst die nächsten fünf- und wol sechsstöckigen großen Häuser gegen diesen Riesen aus! Dafür ist es aber auch ein Gotteshaus, und es ist recht gut, wenn die Menschen, sobald sie da hineingehn wollen, sich zuvor nicht mehr groß und breit, sondern etwas klein und nichtig vorkommen.

Der Münster ist von einem bedeutenden Alter, selbst wenn wir nicht einmal an alle die christlichen Kirchen aus noch früherer Zeit denken wollen, die vor seiner Erbauung denselben Platz einnahmen. Im Jahre 1007 nach Christo hatte der Blitz in die letzte dieser älteren Kirchen eingeschlagen, und sie fast ganz zerstört. Da arbeitete denn nun Alles wacker daran, dem Herrn wieder einen recht würdigen Tempel aufzubauen. Der damalige Bischof von Straßburg war am thätigsten dabei; er gab selbst her, was er nur konnte. Seinem Beispiele folgte die übrige Geistlichkeit im Lande; überall sammelten fromme Geistliche Beiträge; und der damalige deutsche Kaiser gab auch ansehnliche Geschenke. Der Bischof ließ gute Baumaterialien herbeischaffen, und hatte geschickte Baumeister berufen. Mit Lust kamen die Landleute selbst aus weiter Ferne, um ohne Bezahlung an der neuen Kirche mitzubauen. Seit dem Jahre 1015 arbeiteten 13 Jahre hindurch 100,000 Menschen daran, und so stand denn 1028 das eigentliche Kirchengebäude schon fertig da bis zum Dache. Leider starb der gute Bischof noch in demselben Jahre und seine Nachfolger betrieben den Bau so nachlässig, daß die Kirche erst 1275 beendigt wurde. Aber dann kam wieder ein wackerer, eifriger Mann, dem dies Gotteshaus die größte Zierde, nämlich den herrlichen Thurm, zu danken hatte. Es war der Bischof Conrad von Lichtenberg, der schon im folgenden Jahre, 1276, den Grundstein dazu legte; und auch bei diesem Baue zeigte sich derselbe Eifer in Geldbeiträgen und freiwilliger Hülfsarbeit. Ein so schöner Gemeinsinn, selten genug in unsern Tagen, bringt immer Großes zu Stande. Aber er muß auch einen verständigen Führer haben. Dies war hier Erwin von Steinbach (Steinbach ist ein kleiner Ort im Badenschen) ein früher wenig beachteter und doch so außerordentlicher Baumeister. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung erhob sich dann allmählig der so wunderbare Münsterthurm mit seinen so herrlichen und außerordentlichen Verzierungen; und was nach Erwins Tode noch daran von Andern gemacht wurde, war immer nur sehr wenig. Mancherlei Unfälle haben diesen Thurm betroffen, als Erdbeben, Gewitterschlag, Feuersbrünste; aber er hat sich glücklich erhalten, und der etwa erlittene Schaden ließ sich noch immer gut ausbessern. Er ist so künstlich durchbrochen gebaut, daß man fast überall irgendwo durchsehen kann. Gewöhnlich giebt man seine erstaunliche Höhe auf 443 Fuß an; Andere berechnen sie blos auf etwas über 438 Fuß. Nicht uninteressant ist es, hier vergleichend zu bemerken, daß der schöne Petrithurm in Riga, der freilich in ganz anderer Art gebaut ist, mit der eisernen Stange oben, die den Hahn trägt, auch 440 rheinländische Fuß hoch ist*), was selbst so mancher Einwohner von Riga nicht einmal weiß. Auch er hat oft in früherer Zeit von Sturm, Brand und Gewitter gelitten. — Bis

*) Nach Liborius von Bergmann.



auf die oberste Spitze des Münsterthurms führen 365 im Ganzen bequeme Stufen hinauf. Welche herrliche, weite Aussicht man von den verschiedenen Höhen desselben hat, ist nicht mit Worten auszudrücken. Schon von der sogenannten Platform, oder vom Kirchendache, um welches ein steinernes Geländer geht, ist sie sehr schön und wird immer schöner, je höher man steigt. Indeß kann es nicht Jedermann vertragen, an den höchsten Stellen sich umzuschauen; Manche werden gleich schwindlich, daß sie die Augen schließen müssen, während Andre sich aufs höchste bei dem Anblicke in die unermeßliche Ferne ergötzen. Auf der Platform wohnen die Wächter in einem besondern geräumigen Hause, vor dem noch ein großer Platz auf dem mit Kupfer gedeckten Dache ist. Sie zeigen die Feuersbrünste durch ein besonderes Geläute an. Von den vielen herrlichen Verzierungen der Kirche in- und auswendig können wir hier nichts sagen, weil fast ein Buch dazu gehört. Allerlei seltene und merkwürdige Bildwerke finden sich überall. Besonders auszuzeichnen ist das große runde Radfenster über dem Haupteingange, oder die sogenannte Rose, welches man auch in unserer Abbildung sieht. Dieses ungeheure Fenster ist 47 Fuß breit, und auf das Allerkünstlichste zusammengesetzt. Die Scheiben sind von allerlei gefärbtem Glase. In der Kirche selbst, von welcher wir hier nur die schmale Eingangsseite erblicken, und die wol viermal so lang sein mag, ist eine sehr schöne Orgel befindlich. Auch die Kanzel ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Die große Uhr des Münsters wurde ehedem für ein Weltwunder gehalten, als dergleichen Uhrwerke noch etwas Seltenes waren. Sie befindet sich über dem großen Eingange an einer andern Seite der Kirche, dort hinauf nach dem langen Gebäude, wohin der Reiter auf dem Bilde sich wahrscheinlich um den Münster herum wenden wird. Jetzt ist sie nicht mehr in dem Zustande, daß sie alle ihre Herrlichkeit sehn lassen kann. In früheren Zeiten zeigte sie nicht nur den Lauf aller damals bekannten Planeten, alle Mondsveränderungen, Feste und dergleichen an; sondern es war auch Folgendes daran zu schauen. Das erste Viertel jeder Stunde schlug ein Kind mit einem Hammer an eine kleine Glocke mit einem Schlage an; beim zweiten Viertel trat ein Jüngling hervor, und that zwei Schläge; dann kam ein Mann, beim dritten Viertel drei Schläge zu thun; endlich zeigte ein Greis das vierte durch vier Schläge an. So kamen die vier Menschenalter zum Vorschein und jedem Bilde ging der Herr Christus voran. Zuletzt schlug der Tod auf einer andern Glocke die volle Stunde; dann krähte noch ein Hahn, und klappte mit den Flügeln. So etwas war nun allerdings für jene Zeit künstlich genug; aber wir kennen jetzt freilich wol viel Größeres und Bewunderungswürdigeres solcher Art. So schreitet Alles in der Welt zur Vollkommenheit fort. Indessen — einen zweiten Straßburger Münster wird denn doch so leicht wol Keiner erbauen! —

Die St. Stephanskirche in Wien.

Wien, die große, schöne und vergnügliche Hauptstadt des Kaiserthums Oesterreich, hat unter seinen vielen merkwürdigen Kirchen auch eine aufzuweisen, die sich keineswegs zu schämen braucht, wenn man sie gleich nach dem Straßburger Münster betrachten will, wie wir es hier gegenwärtig thun. Gern läßt sie dem Münster etwa den Vorrang an noch größerer Zierlichkeit und Künstlichkeit; auch giebt sie allenfalls zu, daß das eigentliche Kirchengebäude zu Straßburg höher, heller, geräumiger, wohl gar etwas schöner sei; — aber darum behauptet sie doch mit Ehren ihren Platz, und wenn man es recht genau untersucht, so findet man am Ende, daß sie in manchen einzelnen Stücken jenem stolzen Münster durchaus nur wenig nachgiebt, in andern ihn vielleicht sogar übertrifft. Der Stephansthurm wenigstens ist und bleibt durchaus ein höchst außerordentliches Bauwerk, und erfüllt Jeden mit Erstaunen und Ehrfurcht, der ihn zum ersten Male erblickt. Man sieht auf unserer Abbildung vollkommen deutlich, daß er sich mehr einer Pyramidenform nähert, während der Thurm des Straßburger Münsters dagegen bestimmtere Stockwerks-Abtheilungen zeigt, die nur wenig in der Breite abnehmen, je höher sie stehen, und große Säulen, hohe und breite Fenster, überhaupt bedeutende Zwischenräume zulassen, welche die Bauart des uns jetzt vor Augen stehenden Thurmes entweder gar nicht, oder doch nur nach unten in den breiteren Massen in etwas verträgt. Dagegen machen hier die vielen gehäuften Säulchen, Bogen, Spitzen und Giebel einen ganz eigenen Eindruck; und gerade das Eigenthümliche, daß dieser Thurm von unten auf so ohne scharf geschiedene Stockwerke oder Unterbrechungen immer kühner und mächtiger mit seinen Thürmchen und Spitzbogen in die Höhe strebt, bis endlich die außerordentlich schön verzierte Hauptspitze mit dem wunderschönen Kreuze den Beschluß macht, giebt ihm ein ganz besonderes Ansehn von hoher Würde und



recht ergreifender Größe. Er ist auch wirklich überdem einer der höchsten Thürme, die man nur kennt. Die Meisten berechnen seine Höhe auf 450 Fuß; und dann wäre er höher, als der Münsterthurm zu Straßburg, von dem man übrigens schon längst weiß, daß er keinesweges der höchste Thurm in Europa ist, wie man ehedem zuversichtlich behauptet hat. — Es ist an dem Stephansthurm allein über 40 Jahr gebaut worden. Bei starken Stürmen hat seine Spitze ehemals bedeutend geschwankt, wie man denn dergleichen bei manchen andern hohen Thürmen wol noch jetzt zuweilen wahrnimmt. Auch hatte sie sich früher mehr als einmal sehr nach einer Seite gesenkt; allein man hat sie jederzeit immer wieder gerade gerichtet, ausgebessert, und jetzt wol auf längere Dauer sehr sorgfältig befestigt. Die Uhr steht, wie man sieht, ganz ausserordentlich hoch. Darum konnte sie denn auch nicht klein sein, wie man sich wohl denken kann. Sie hat die ganz respectable Breite von vollen 12 Fuß. In ihrer Gegend wohnt in einem besonderen Stübchen ein Wächter, der weit und breit um sich schauen kann; und noch dort so hoch oben soll ein Platz sein, auf dem man Kegel schieben könnte. Ueberall stehen auf dem Thurme große kupferne Fässer mit Wasser für den Fall einer Feuersbrunst bereit. Unter den vielen Glocken, die in ihm hängen, befindet sich eine der größten, die man überhaupt kennt, die indessen doch nicht einmal die Hälfte von der Höhe der ungeheuren Glocke in Moskwa hat, welche aber auch beschädigt in der Erde liegt. Sie ist nehmlich nur etwas über 10 Fuß hoch, womit man auch schon zufrieden sein kann. Für sich allein ist sie volle 354 Centner schwer; aber mit dem Schwengel und dem zur Befestigung dienenden Eisenwerke berechnet man gar ihr Gewicht auf 524 Centner. Zwölf Männer müssen diese Großmama von Glocke in Bewegung setzen, und man kann sich schon vorstellen, daß sie tüchtig brummen muß.

Die gothischen Verzierungen des Thurmes sind aus gehauenen Steinen, so wie bei dem Straßburger Thurm, größtentheils dermaßen künstlich durchbrochen gearbeitet, daß man an vielen Stellen ganz hindurchsehen kann. Man hält ihn überhaupt für ein wahres Meisterstück der sogenannten gothischen Baukunst. Ueber dem großen Kreuze auf der Spitze steht der österreichische Reichsadler, und dann noch ein kleineres Doppelkreuz. In unserer Abbildung aber läßt sich dies nicht mehr erkennen. Unten am Thurme ist auch ein großer dreifacher Eingang; doch den Haupteingang sehn wir auf unserem Bilde vor uns. Siebenhundert Stufen führen bis in die höchste Spitze des Thurmes, von wo man die entzückendste Aussicht über ganz Wien und über die unbeschreiblich reizende Umgegend hat. Unsre Abbildung läßt uns deutlich sehen, daß dieser schöne Thurm auf der einen Seite der Kirche, und zwar auf der Südseite, steht. Die alte Sage erzählt, daß auf der andern Seite ein ähnlicher, einem andern Baumeister übertragener Thurm habe hinkommen sollen. Diesen hätte auch wirklich der neue Baumeister bis zur Höhe der Kirche aufgeführt gehabt; da sei der alte Baumeister dazu gekommen, und hätte aus Neid, so wie aus Furcht, seinen schon stehenden Thurm übertroffen zu sehen, Jenen aus dem Fenster gestürzt, so daß er den Hals gebrochen habe. Man findet in der Kirche in der Nähe der Kanzel eine Verzierung aus Marmor, in welcher wirklich so eine Vorstellung ausgehauen zu erblicken ist. Dennoch weiß man aber nicht gewiß, ob die Geschichte zum Bilde, oder das Bild zur Geschichte Anlaß gegeben hat. Indessen kann man doch immer fragen: woher denn das Bild? Es muß sich doch auf etwas beziehen! Besser wäre es allerdings, wenn etwas so Erschreckliches sich nie zugetragen hätte!

Der Stephansthurm hat viel Unglück nicht nur von Sturm und Gewitter, sondern auch vom Kriege erleiden müssen. Im Jahre 1529 belagerte der mächtige türkische Sultan Soliman II. die Stadt Wien mit 300,000 Mann, und versprach, die Belagerung sogleich aufzuheben, wenn man ihm 100,000 Ducaten zahlen wolle. Nach damaliger derber Weise ließ man ihm sagen: man habe den Geldschlüssel verloren. Nun erbot sich Soliman, wenigstens des auch von ihm bewunderten Stephansthurmes mit seinem Geschütz zu schonen, wenn man nur die türkischen Wappenzeichen, den halben Mond und den Stern, auf dessen Spitze setzen wollte. Das geschah denn nach einiger Ueberlegung; aber er mußte selbst diese Stücke den Wienern zusenden. Hierauf versuchte er in zwanzig Tagen zwanzig Stürme, aber alle vergebens. Dann zog er mit großem Verluste und Verdrusse ab; aber dem Thurme hatte er redlich Wort gehalten. Nicht so geschah es 1683 bei einer späteren türkischen Belagerung. Die Feinde respectirten die türkischen Zeichen auf dem Stephansthurme durchaus nicht, sondern thaten ihm durch ihr Schießen erstaunlichen Schaden. Deswegen riß man auch, als sie verjagt waren, ihren Mond und Stern für immer herunter, und setzte das christliche Kreuz an seinen alten Ehrenplatz wieder ein, auf dem es seit der Zeit unverrückt stehn geblieben ist. Aus dem eroberten türkischen Geschütze goß man die schon erwähnte gewaltige Glocke.

Ueber die Zeit der Erbauung der Stephanskirche ist man ungewiß. Doch stimmen die Meisten darin überein, daß Rudolph IV., der von 1359 bis 1365 regierte, der Haupterbauer des gegenwärtigen Gebäudes sei, der Thurm aber erst gegen 1400 vollendet wurde. Im Innern ist die Kirche, ungeachtet recht großer Fenster, doch ziemlich düster. Mancherlei Merkwürdigkeiten werden dort den Fremden gezeigt, von denen wir hier schweigen müssen. Besonders reich ist sie an marmornen Altären und schönen Denkmälern.



Die Post zu London (von Innen).

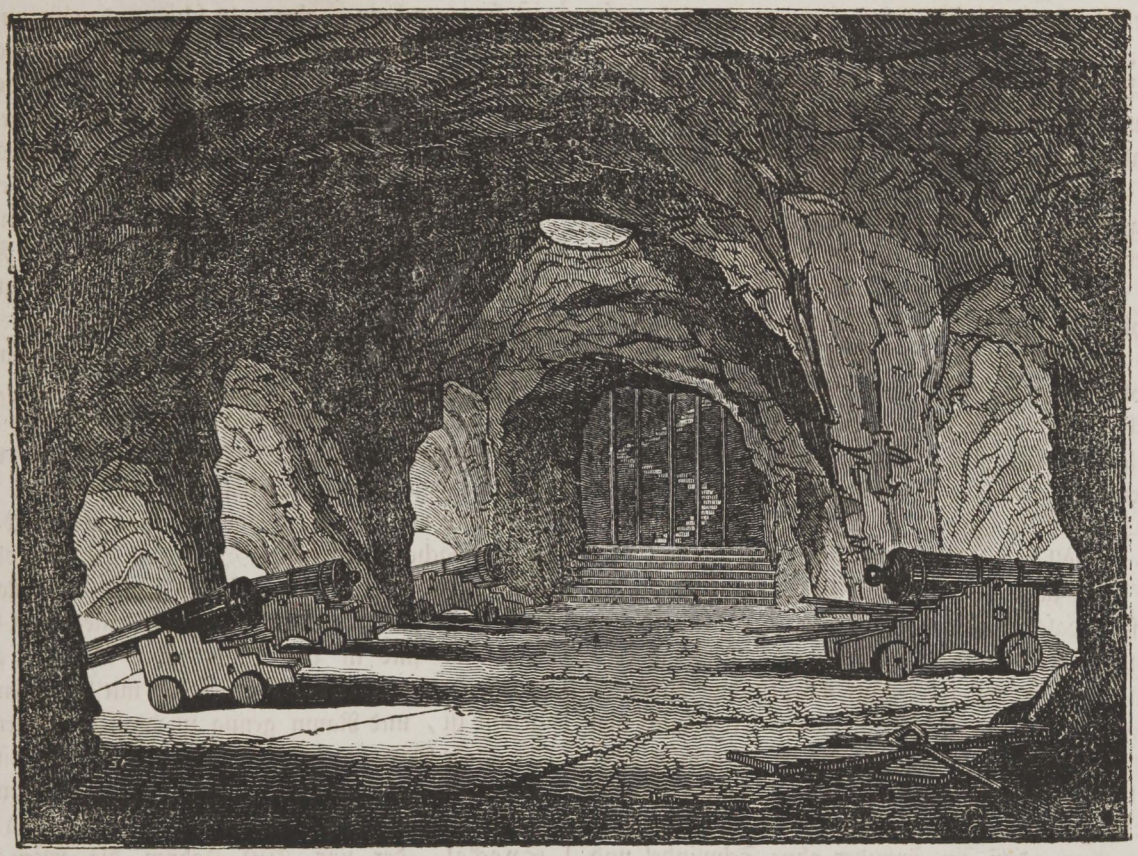
Welch' ein prächtiges Gebäude von Innen und Außen — wol in keiner andern Stadt — hat die Post ein so schönes Haus als in London. Aber hier ist auch der alte Sitz des Welthandels, und dieser ist

es eigentlich, der die Post in Bewegung setzt. Die Briefe an Vater und Mutter thun es nicht, denn da wird im Monat leider kaum einmal geschrieben, aber wie mancher Kaufmann schreibt an einem Tage über 10 bis 20 Briefe, und in einem Monat über 100. Wenn nun alle diese Briefe in einem Hause zusammenkommen aus Frankreich, Deutschland, Spanien und der Türkei, aus Nord- und Südamerica, aus Ost- und Westindien und vom Cap der guten Hoffnung, — dann kann wol der Platz enge werden, auch wenn das Haus groß ist. Denn eben so viel Raum, als die Briefe brauchen, welche aus allen Weltgegenden ankommen, ist noch nöthig für die, welche wieder in alle Länder abgeschickt werden, und was das Schlimmste ist, ein jeder Brief will seinen besondern Platz haben, sonst entsteht gleich die heilloseste Verwirrung, und mein Brief, den ich nach Moskau geschrieben, geht vielleicht im Versehen nach Muskau in Sachsen, wo auch ein berühmter Mann wohnt, der Briefe schreibt, oder gar noch weiter nach Monomotapa. Aber dergleichen passirt nicht in diesem großen Posthause in London und nirgends ist mehr Ordnung, als in der schönen Halle, die wir hier vor uns abgebildet sehen. Wenn Du einmal in London bist und wartest sehnlich auf einen Brief aus Dorpat, so gehe nur hin zu einem von den Fenstern linker Hand, wo die Frau steht, und sage Deinen Namen, Carl Heinrich Schönrock oder wie Du heißt, und man giebt Dir Deinen Brief aus zehntausenden heraus. Willst Du wieder schreiben, so brauchst Du Deinen Brief nur in einen großen Kasten zu werfen, der einen Einschnitt oben hat, wie eine recht große Sparbüchse, da fällt er hinein zu Tausenden, die schon darin liegen, sein Nachbar will vielleicht nach Lissabon oder Kamtschatka — aber die Nachbarschaft dauert nicht lange, der Kasten wird am Abend aufgeschlossen und die Briefe werden nach den Ländern sortirt — Deiner wird zum Haufen, der nach Rußland geht, gelegt, in 14 Tagen ist er hier, und Dein Vater bekommt ihn vom Dörptschen Briefträger und bezahlt das Porto mit Freuden. Ist dieses nicht eine herrliche Einrichtung? Ich denke, wenn Du auch anfangs das große Haus mit den vielen Fenstern nur flüchtig angesehen und schon überschlagen wolltest, so siehst Du jetzt wol noch einmal hin. Außer diesem großen Hause, worin sich das Haupt-Postamt befindet, giebt es in London noch 60 kleinere Häuser, wo Briefe abgegeben werden können, die dann an das Haupt-Postamt eingesandt werden. Denn da die Stadt so groß ist, so würden es Manche, die von dem Haupt-Postamte weit entfernt wohnen, sehr schwer haben, ihre Briefe so weit zu schicken, welche sie nun nur an das nächste Posthaus abzugeben brauchen. Die Anzahl der Postbeamten ist 175, Boten und Lastträger 35, Briefträger 203, Conducteurs, d. i. solcher, welche die Postwagen begleiten, 270. Von London gehen täglich 22 Briefwagen ab und 45 sind mit Befahrung der Nebenstraßen beschäftigt. Diese Wagen legen zusammen täglich 13,000 englische Meilen (18,000 Werst) zurück. Die Zahl der Postmeister, welche unter dem Haupt-Postamte stehen, beträgt in England 600, in Schottland 200. — Für die Stadt und die Umgegend derselben bis auf 10 englische Meilen im Umkreise giebt es noch eine besondere Post, welche die Zwei-Pfennig-Post heißt, weil jeder Brief zwei englische Pfennige (etwa 18 Kopeken) kostet. Diese Post hat 140 Häuser, wo Briefe angenommen werden, 48 Beamten und 359 Briefträger, welche den ganzen Tag beschäftigt sind, die Briefe in der Stadt und in der Umgegend herumzubringen. An einen Ort, der weiter als 10 Meilen von London ist, darf man nicht mit der Zwei-Pfennigs-Post schreiben, sondern muß den Brief auf die große Post geben.

Die Posten des gesammten Königreiches liefern im Durchschnitt ein reines Einkommen von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling (fast 9 Millionen Silber Rubel.) — Außerdem nimmt die Regierung von den Eilwagen und Diligencen jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden (ungefähr 3 Millionen Bco. Rubel) ein, und man fährt nicht leicht irgendwo so bequem, geschwind und wohlfeil als in England. Von Dover nach London, etwa 140 Werst, die man bequem in 10 Stunden zurücklegt, bezahlt man 11 Gulden, etwa 20 Rubel B. A. Zwischen Edinburg und London, 125 deutsche Meilen (875 Werst) weit, gehen wöchentlich 15 Diligencen, und man macht diesen Weg in 60 Stunden. Bei der immer mehr zunehmenden Verbreitung der Dampfwagen, die auf Eisenbahnen laufen, wovon wir auch noch weiterhin erzählen wollen, wird man bald noch dreimal so schnell fahren, als dieses auf gewöhnlichen Wegen oder auf Chausseen möglich ist. — Auch in Rußland wird bekanntlich sehr schnell gefahren, und da man gewohnt ist, verhältnißmäßig noch einmal so viel Pferde anzuspannen, als solches in andern Ländern geschieht, so jagt man auf schlechtem Wege schneller, als im Ausland auf den Chausseen. Briefe werden in Rußland ebenfalls sehr schnell befördert, wenigstens auf den Hauptstraßen, und das Porto ist so wohlfeil, als sonst nirgendwo.

Die Einrichtung des Postwesens ist sehr alt, und nach und nach, besonders in der neuesten Zeit, durch

liche Brücke von der Seite an. Was wir vorn erblicken, ist der schön gepflasterte Quai oder Uferdamm der Gegenüberseite von Brighton, den man häufig als Spaziergang benutzt. Derselbe bildet in der Gegend des Dampfbootes einen weiten Halbkreis, und giebt also einen recht geräumigen Landungsplatz ab.



Gibraltar.

So heißt eine äußerst merkwürdige Stadt und Festung im südlichen Spanien neben der davon benannten Meerenge von Gibraltar, die an, auf, und auch zum Theil in einem bis 1400 Fuß hohen und steilen Kalkfelsen gelegen ist, welcher eine hervorragende Landzunge oder Halbinsel bildet, und nur durch einen schmalen sandigen Erdstreif mit dem übrigen Lande zusammenhängt. An diesem damals unbebauten Felsen landeten einst, mehr als 700 Jahre vor Christi Geburt, aus den gegenüber in Afrika belegenen Provinzen des zu jener Zeit sehr ausgedehnten arabischen Reiches die Araber unter ihrem Feldherrn Tarik, und eroberten sich nach und nach in dem durch innere Unruhen geschwächten Spanien auch in Europa ein mächtiges, sehr lange bestehendes Reich. Von dieser Landung nannten sie den Felsen Dschibl al Tarik, das heißt: Berg des Tarik; und daraus entstand dann mit der Zeit der Name Gibraltar.

Da dieser Ort sehr wichtig ist, theils, weil man von da aus dem übrigen festen Lande vielen Schaden zu thun vermag, theils aber auch, weil die Schiffahrt nach und aus dem mittelländischen Meere daselbst, wo die schmale Meerenge den Eingang in dasselbe bildet, durch Beschießen sehr verwahrt und gehindert werden kann: so hat man sich früher ungemein um denselben gestritten, seit die Festung selbst vorhanden war, deren Bau schon Tarik begann. Bald war sie in den Händen der Spanier, bald wieder in denen der Araber; endlich wurde sie 1704 von den Engländern mit großer Mühe erobert, und diese haben sie nun so gewaltig befestigt, daß man sie ihnen wol nicht mehr entreißen wird, und daß die Spanier dieselben mit großem Verdrusse in ihrem Lande dulden müssen, wo sie sonst nichts zu suchen haben. Damit es indessen den Engländern nicht einfallen möge, einmal noch weiter zu gehn, oder wieder den Spaniern, die Engländer zu beschleichen: so haben beide Völker die schmale Erdzunge, an welcher Gibraltar wie an einem Faden hängt, tüchtig befestigt, und stehen sich nun stets einander beobachtend

gegenüber, fast wie wachsame Hunde, die sich gegenseitig knurrend die Zähne weisen. Den Felsen selbst haben die Engländer überall reichlich mit Kanonen besetzt, auch nach dem Meere hin; und welche große Vortheile sie dabei für sich haben, zeigt uns unser Bild.

Dasselbe stellt uns nämlich einen Theil der Höhlen und Gänge dar, die man nach und nach in den gewaltigen Felsen hineingearbeitet hat. Wir sehen hier deutlich, daß man an schicklichen Stellen Oeffnungen durchgebrochen hat, um diese inneren Räume zu erleuchten, und zugleich die Kanonen aus denselben etwa mit dem vierten Theile ihrer Länge hervorzuschieben. Nun kann man aus diesem Geschütze nach unten schießen, so viel man will, und steht doch so vollkommen gesichert dabei, daß ein Schaden kaum denkbar ist. Alle Gänge, die zu diesen größeren Höhlen führen, sind reichliche 6 Fuß breit, und so eingerichtet, daß man durch alle bis ganz oben auf den Felsen sehr bequem zu Pferde hinkommen kann. Das Gewölbe, welches wir hier vor uns haben, gehört schon zu den oberen, oder zu dem zweiten Stocke. Es sind daselbst zwei solche neben einander, die in einem Halbkreise sich an der östlichen Felsenwand hinziehn, und wovon jedes fünf 48=pfündige Kanonen enthält. Das dargestellte ist das hintere, auch von oben erleuchtete; die Treppe im Hintergrunde aber führt zu einer freien, schmalen, auch mit Kanonen versehenen Felsenstelle, von wo alle Wände so steil hinuntergehen, daß ein Fremder ohne Schwindel und Entsetzen kaum ein Paar Augenblicke da aushalten kann. Wer es erträgt, kann indessen in vier Absätzen nun noch höher bis zum äußersten Gipfel des Felsens steigen. Jeder Absatz ist wieder mit Feuerschlünden besetzt, die alle nach den spanischen Verschanzungen gerichtet sind. Ganz oben steht nach Spanien zu auch ein Signalthurm mit beweglichen Stangen, an welchen durch große, von aufgeblasenen Fellen verfertigte Kugeln die Zahl der durch die Meerenge von Gibraltar fahrenden Schiffe angezeigt wird. Herrlich ist die Aussicht von oben, besonders nach Africa, wo man die weißen Häuser der gegenüber liegenden Festung Leuta völlig deutlich erkennt. Auch nach Spanien zu ist der Anblick wunderschön. Große Treppen und Wege führen von da längs der Südseite wieder hinab, und man entdeckt daselbst abermals starke Festungswerke gegen Spanien zu.

Der ganzen Festung fehlt es nicht an dem bei einer Belagerung so wichtigen Erfordernisse des Wassers. Durch acht große Wasserbehälter, wovon jeder 40,000 Tonnen enthält, wird sie im reichsten Uebermaße versorgt.

Was nun die Stadt Gibraltar selbst betrifft, so ist sie zwar klein, aber recht schön und ganz im englischen Geschmacke gebaut. Geht man durch die lange Hauptstraße, so glaubt man fast in London zu sein. Dieselben schmalen Häuser, großen Bogenfenster, vielfachen glänzenden Magazine, Trottoirs, ja selbst ein ähnliches Menschengewimmel! Aber die Häuser sind freilich nicht so hoch, als in London, haben alle flache Dächer, und sind, was den Fremden höchst auffallend ist, mit einer so dunkelgrauen Farbe angestrichen, daß sie ganz schwarz aussehn. Es soll dies nöthig sein, um die zu starke Blendung der Sonnenstrahlen zu verhüten; Andere sagen, um dem Feinde im Dunkeln die Lage der Stadt noch mehr zu verbergen. Die Stockwerke sind durch weiße Striche bezeichnet. Sobald es dunkel wird, darf Niemand ohne Laterne ausgehen, und überall werden Schildwachen ausgestellt. Jetzt soll die Einwohnerzahl schon bis 17,000 gestiegen sein. Die Reichen von ihnen haben auch Landhäuser mit niedlichen Gärten. Es sind in der Stadt zwei schöne, große Plätze, von denen der Exercierplatz mit Bäumen eingefaßt ist, und Raum genug zu Waffenübungen für die ganze Garnison hat. Auch werden zwei Kirchen und zwei recht gute Hospitäler zu Gibraltar gefunden. Es war ein Deutscher, der Ingenieur Daniel Speckel, der vor 300 Jahren die ersten Befestigungen von Gibraltar auf Befehl des Kaisers Karl V. anlegte; von diesen ist jedoch jetzt fast nichts übrig.

Lebensmittel zu bauen, ist nicht Raum genug da, weshalb sie größtentheils aus Africa und Sicilien bezogen werden müssen; denn den Spaniern ist der Verkauf untersagt. Leichte Fahrzeuge bringen Alles von der Seeseite heran. Die Juden treiben wiederum aus Gibraltar einen starken Schleichhandel mit verbotenen Waaren nach Spanien, besonders mit Taback, und alle Vorsicht der Spanier vermag denselben nicht zu verhüten.

Noch ist Gibraltar deswegen merkwürdig, weil es der einzige Ort in Europa ist, wo Affen wild im Freien leben. Man weiß durchaus nicht, wie und wann sie dahin kommen sind, da sie eigentlich viel südlicheren Gegenden angehören. Es sind indessen ihrer nicht sehr viele, und nur von einer einzigen Gattung.

R Est.
B-1599
4032